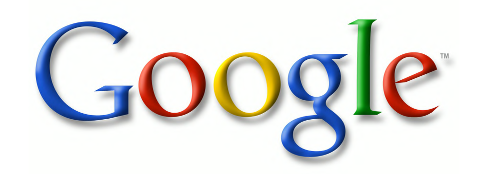
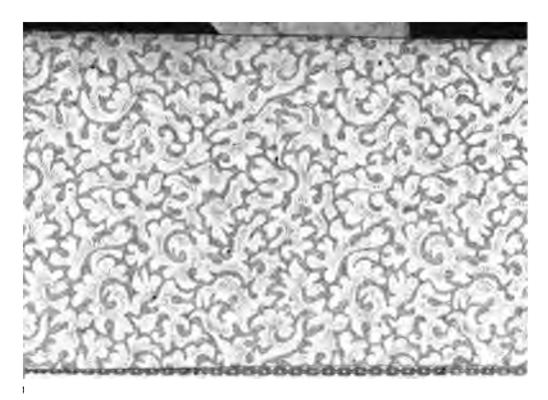
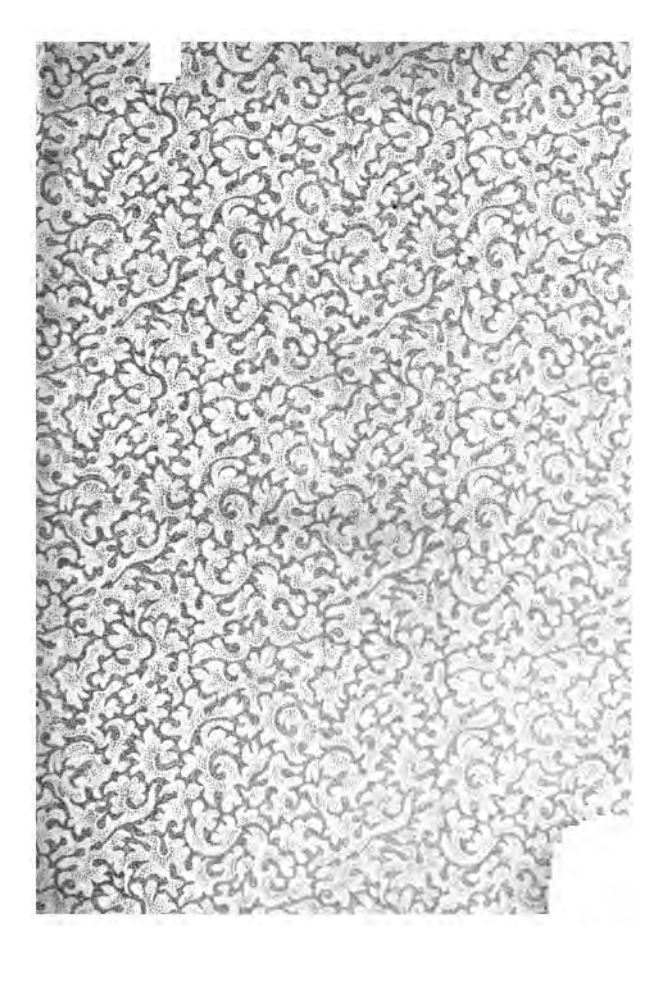










Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechsunddreyßigster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Seite

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuscript übersetzt.

. . . Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis

HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v.* 14.

Es mag schön oder häßlich Wetter seyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sey weise oder thöricht. So sieht man in der Allée de Eoi unsere jungen Liederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da

hört man die gemeinsten Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich seyn, wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerey, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger, als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen, oder er käme aus la Trappe.

Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als

hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Allmosen zu geben. Morgen, gepudert, chaussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt sich, und ihr würdet ihn beinah für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matratze in den Haaren. Ist die Jahrszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours,

oder den elyseischen Feldern hin und wieder.
dem Tage erscheint er sogleich in der Stadt,
det von gestern für heute, und von heute man
für den Ueberrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht sch
andre machen sie zu ihren nächsten Bekannten,
zu Freunden. Des Jahrs können sie mich e
festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Cha
von den gewöhnlichen absticht, und sie die lästig
förmigkeit unterbrechen, die wir durch unsre
hung, unsre gesellschaftlichen Conventionen, unsr
gebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. K
ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein K
chen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem
Theil seiner natürlichen Individualität zurü
Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tad
Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rec
Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da
ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam
in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang
schafft hatte. Die Leute hatten eine einzige To
Er schwur dem Vater und der Mutter, daß e
Tochter heirathen würde. Diese zuckten die A
lachten ihm ins Gesicht, und versicherten ihm,
närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen
die Sache gemacht war. Er verlangte von mir
Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß
wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein

bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung
acht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da
ieg er nun und aß vor Bosheit: es war lustig
in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte
Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun,
eich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Ra-
u! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen,
er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.
Ihr wart neugierig den Namen des Mannes zu
en, da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des be-
mten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchen-
ng gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psal-
iren. Ein Vetter des Mannes, der so viel un-
ändliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten
: die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er,
sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden
; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne
cken guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen,
n, Aufflüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Mur-
n und Victorien, daß den Sängern der Athem
gehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den
entiner begraben hat, durch Italiänische Virtuosen
) begraben werden, wie er vorausfühlte, und deß-
 mißmüthig, traurig und ärgerlich ward. Denn
nand hat bösere Laune, nicht einmal eine hübsche
u, die Morgens eine Blatter auf der Nase ge-
r wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, sei-
Ruf zu üb rleben, wie Marivaux und Crebillon,
Sohn, den isen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich.

Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen, die gut schieben.

Er.

Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus; die Uebrigen verstehn nichts.

Ich.

Und Herr von Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er.

Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich.

Ihr seyd schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade wiederfahren.

Er.

Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich.

Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann

von Genie hervortrete. Er ist dann der eine in der Menge. Aber lassen wir das gut seyn. Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er.

Das was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelgenheit fand. Ferner hatt' ich Durst und manchmal hab' ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasiren lassen.

Ich.

Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er.

Freilich! meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn, wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich.

Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er.

Nein! ich stünde lieber zwischen Diogenes und

Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andere besuch' ich gern.

Ich.

Ihr befindet Euch immer wohl?

Er.

Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich.

Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er.

Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich.

A propos! den Onkel; Seht Ihr ihn manchmal?

Er.

Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich.

Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er.

Thut er jemanden Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann!

und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu seyn. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwey Evangelien, des Harlequins Rock!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut, denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zwey mal zwey vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sey als

die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich.

Und doch! diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er.

Im Stillen schreibt sich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich.

Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er.

Für mein ganzes Leben.

Ich.

Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu seyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprüchwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genie's

doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks seyn, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statüen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher käm' ich in Versuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verschreit, oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Gesetze wird; aber es gibt zwey Arten Gesetze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurück geworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates, oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er.

Das hilft ihm auch was rechts! Ist er deßwegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhi=

ger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz ve
tete, hat er nicht die Narren zur Verachtung de
ten angeregt? War er nicht ein kühner und wu
licher Mann, und seyd Ihr nicht ganz nah an ei
Geständniß, das den Männern von Genie g
günstig ist?

Ich.

Hört mich, lieber Mann, eine Gesellschaft
keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gut
käme niemals in Gefahr, einen Mann von Geni
verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das G
unauflöslich mit der Bosheit verbunden sey, noc
Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein B
wicht, als ein Mann von Geist. Wäre nun
ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhal
hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich,
er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus
gern?

Er.

Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich.

Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch!
ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen,
ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlich
geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schle
Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz
schieden, daß er ein Mann von Genie sey, da
es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß
sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümm

werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er.

Drängt mich nicht; denn ich weiß zu folgern.

Ich.

Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comtoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er.

Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen seyn.

Ich.

Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er.

Ja so seyd ihr andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur versteht euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich.

Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er.

Darum, weil alle die schönen Sachen, die
gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken
tragen haben. Wäre er ein guter Seidenhänd
der Straße St. Denis oder St. Honoré gewese
guter Materialienhändler im Großen, ein be
Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen z
mengebracht und dabei alle Arten Vergnügen ge
Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teuf
Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben
man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ih
legentlich ein hübsches Mädchen verschafft, un
ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefr
unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich
sen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen We
trunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen C
man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch
ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut!
werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch bess
seine Umgebungen gewesen.

Ich.

Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein
mäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nich
eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler m
er von seinem Hause entfernen, alle diese Sch
ßer, alle diese süßlichen Jaherren, alle diese Wi
tel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit
prügeln mußte er durch seine Lehrpurschen den
baren Gefälligen todt schlagen lassen, der, durc

übere Mai ltigkeit, den Ehemann von dem
geschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten
cht.

Er.

Todt schlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden
hlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es
eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar
it Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu ins
eufels Namen soll man denn sein Geld verwenden,
s auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute
eine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben,
nterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich
n Bettler seyn, als ein großes Vermögen ohne diese
enüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Die-
r Mann taugte nur für die Unbekannten, für die
eit, wo er nicht mehr war.

Ich.

Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das
öse. In tausend Jahren wird er Thränen entlocken,
wird in allen Ländern der Erde bewundert werden,
enschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärt-
chkeit. Man wird fragen, wer er war, woher ge-
rtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen
aben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an
nen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben
chts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern,
ch von seinen Fehlern. Besser wär' es freilich ge-
esen, wenn die Natur zu den Talenten eines gro-
n Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffe-

Er.

Darum, weil alle die schönen Sachen, die er gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken ein tragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, guter Materialienhändler im Großen, ein besuch Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusa mengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genoss Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel v Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, u man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm legentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um ei ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich geg sen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein trunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Caff man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, d ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! N werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser f seine Umgebungen gewesen.

Ich.

Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein re mäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mu er von seinem Hause entfernen, alle diese Schma tzer, alle diese süßlichen Jaherren, alle diese Windb tel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit St prügeln mußte er durch seine Lehrpurschen den dien baren Gefälligen todt schlagen lassen, der, durch e

saubere Mannichfaltigkeit, den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er.

Todt schlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden schlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu ins Teufels Namen soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler seyn, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich.

Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse. In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern, noch von seinen Fehlern. Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffe-

nen gegeben hätte. Er war ein Baum, der ei
in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdo
machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Fü
wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die W
ken erhoben, seine Aeste sind weit verbreitet, sei
Schatten hat er denen gegönnt, die kommen
kommen werden, um an seinem majestätischen St
zu ruhen. Früchte des feinsten Geschmacks hat er
vorgebracht und die sich immer erneuern. Fre
könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so s
wie Duclos, so offen wie der Abbé Trublet, so
rade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun
mal nicht seyn kann, so laßt uns die Sache von
wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt
einen Augenblick den Punct vergessen, wo wir
Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir un
Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte R
nen, künftige Völker; denken wir an das Wol
serer Gattung, und wenn wir hierzu nicht gr
nug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur
sie weiser war, als wir. Gießt auf Greuzer
kaltes Wasser, vielleicht löscht ihr sein Tal
seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltai
empfindlicher gegen den Tadel, und er vern
mehr in die Seele Meropens hinabzusteige
nicht mehr zu rühren.

Er.

Aber wenn die Natur so mächtig als wei
um machte sie diese Männer nicht eben so

Ich.

Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Förderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft: denn wäre hierunten alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er.

Ihr habt recht: denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir beide da seyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seyen: das andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei seyn sollte. Lieber will ich seyn, und selbst ein impertinenter Schwätzer seyn, als nicht seyn.

Ich.

Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Daseyn Verzicht thut.

Er.

Das ist wahr.

Ich.

Nehmen wir darum die Sachen wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er.

Von allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer seyn, selbst auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein grosser Mann. Ja! gesteh' ichs nur, hier ist etwas das mir es sagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: freilich du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Meaupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu seyn. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abimes du Ténare, Nuit, éternelle Nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken ich zu bleiben und er zu seyn.

Ich.

Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er.

Nichts, nichts! das sind Augenblicke die vorüber gehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie Profonds abîmes und fuhr fort:)

Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus, (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen,) ein gutes Bett, (er sank nachlässig darauf hin,) gute Weine, (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatschte,) Kutsch' und Pferde, (er hob den Fuß auf hineinzusteigen,) hübsche Weiber (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinsinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte, er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er wei-

ter:) So sagte man dir Morgens, daß du
Mann bist, so läsest du in der Geschichte
Jahrhunderte, daß du ein großer Ma
wärst Abends überzeugt, daß du ein großer
und der große Mann Rameau, der Vette
dem sanften Geräusch des Lobes ein, das
säuselte. Selbst schlafend würde er e
Miene zeigen, seine Brust erweiterte
mit Bequemlichkeit Athem, er schnarc
ßer Mann. (Und als er das sagte, l
lich auf einen Sitz nieder, schloß die
den glücklichen Schlaf nach, den er sich
Nach einigen Augenblicken eines sol
nusses wachte er auf, streckte die A
sich die Augen und suchte seine abge
ler noch um sich her.)

Ich.

So glaubt Ihr, daß der Gl

Er.

Ob ich's glaube? Ich ar
Abends mein Dachstübchen er
mein Lager gekrochen, unter
lich zusammengeschroben bin
enge, das Athemholen schr
leiser Klage, die man kaum
Financier sein Schlafgema
Straße in Erstaunen set
trübt, ist nicht, daß ich
schnarche.

Ich.

Traurig ist's immer.

Er.

Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Ich.

Und was?

Er.

Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich.

Das ist wahr.

Er.

So laßt Euch sagen. (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich.

Welche Lobrede!

Er.

Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen, keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch. Niemand kennt mich besser, als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Ich.

Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er.

Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben

sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohe
Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich.

Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, ma
verbärge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sic
aber man verachte sie an andern.

Er.

Sie sich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß
wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sag
er sich ganz andre Sachen. Seyd gewiß, sein Kolleg
und er, einander gegenüber, bekennen sich offenhe
zig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An an
dern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute ware
viel billiger und mir ging es vortrefflich bey ihnen
Ich war der Hahn im Korbe. Abwesend ward i
gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kle
ner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau de
Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faul
der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jede
dieser Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebk
sung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Oh
feige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bisser
den man mir auf den Teller warf, nach Tische ein
Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bede
tete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht au
mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohn
daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke die mi
zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe i
s verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einm

Menschenverstand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich.

Wovon war denn die Rede?

Er.

Rameau, Rameau! hatte man dich deßhalb aufgenommen? welche Narrheit ein bißchen Geist, ein bißchen Vernunft zu haben! Rameau mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun gingst du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, Mund, was begehrst du? und nun halte dich wieder an die Höken. Gut logirt und überglücklich wirst du nun seyn, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übelberathen; von tausend Teufeln besessen.

Ich.

Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurück= ähren? Ist denn Euer Fehler so groß, so unver= hlich? An Eurem Platz suchte ich meine Leute wie= r auf. Ihr seyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er.

O gewiß! Jetzt da ich sie nicht lachen mache, ha= ben sie lange Weile wie die Hunde.

Ich.

So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unter= haltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen kann.

Er.

Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Ich.

So vortrefflich Ihr auch seyn mögt, ein andr kann Euch ersetzen.

Er.

Schwerlich!

Ich.

Das sey! Aber ich ginge doch mit diesem er ten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen diesen zerzaus'ten Haaren, in diesem wahrhaf schen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sag' leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein N diger. Es war ein unglücklicher Augenblick

:, es begegnet mir niemals Menschenverstand zu
n, und ich verspreche Euch, es soll in meinem gan=
Leben nicht wieder geschehen. (Lustig war es an=
hen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pan=
ime dazu spielte. Er hätte sich niedergeworfen, sein
cht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Hän=
die Spitze eines Pantoffels zu halten, er weinte,
hluchzte, er sagte: Ja, meine kleine Königin,
as versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll
s nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf
sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er.

Ja, Ihr habt Recht, das ist wohl das Beste. Herr
llard sagt, sie sey so gut; ich weiß wohl daß sie
st; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu er=
rigen, eine kleine, elende Komödiantin um Barm=
:gkeit anzuflehen, eine Creatur, die dem Pfeifen
Parterres nicht ausweichen kann — Ich Rameau,
n des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich
rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor ir=
jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter
n, den man den großen Rameau nennt, dessen,
nun grade und strack und mit freyer Bewegung der
:e im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn
: Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und
Hände unter den Rockschößen sonst einher schlich;
der ich Stücke fürs Clavier gesetzt habe, die nie
d spielt, aber die vielleicht allein auf die Nach=
kommen, die sie spielen wird, ich, genug ich!

ehen sollt' ich? Nein, Herr, das geschieht nun
Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und
fuhr fort.) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das
mir sagt: Rameau, das thust du nicht. Es muß doc
eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur inn
verknüpft seyn, die niemand ersticken kann. D
wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nich
ja um nichts und wieder nichts: denn es gibt an
Tage, da mich's gar nichts kostete so niederträchti
seyn, als man wollte, Tage, wo ich für einen P
nig der kleinen Hus den H— n geküßt hätte.

Ich.

Ey, mein Freund! sie ist weiß, niedlich, jung
lich. Zu so einer Demuthshandlung könnte sich
einer entschließen, der delicater wäre als Ihr.

Er.

Verstehen wir uns. Es ist ein Unterschied
H— n küssen. Es gibt ein eigentliches und ei
liches. Fragt nur den dicken Bergier, er ki
dame de la M— den H— n im eigentlichen
lichen Sinne, und wahrhaftig das Eigentlic
gürliche würde mir da gleich schlecht gefalle

Ich.

Behagt Euch das Mittel nicht, das i
gebe, so habt doch den Muth ein Bettler

Er.

Es ist hart ein Bettler seyn, indess
Thoren gibt, auf deren Unkosten

kenn, und verachten zu müssen ist doch auch unerträglich.

Ich.

Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er.

Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: wie, Rameau, es gibt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen diesen Gedecken ist keines für dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Creaturen ohne Reize, tausend platte Intriguants sind gut gekleidet, und du liefest nackend herum, so unfähig wärst du? Wie, du solltest nicht schmeicheln können wie ein andrer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten, wie ein andrer? Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein andrer? Solltest du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können, wie ein andrer? Solltest du einem hübschen Bürgermädchen [illegible] daß sie übel angezogen ist

inken könne, der nicht mehr schlafe, der l
:n werde? — Aber mein Vater? — Nun
Vater, der wird anfangs ein wenig böse sey
meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt
res Mädchen zu bleiben, die mir immer
die Ehre gehe nichts in der Welt — Alte
ten, die nichts heissen wollen — Und me
vater? — Den seht ihr nicht mehr, oder we
der Grille besteht, ihm die Geschichte eure
treibs zu erzählen, so kostet es euch einige
cker und Caffee. — Es ist ein strenger Mann
schon wegen des Liedchens: „Komm in me
die Absolution verweigert hat — Nur wei
. nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vo
Spitzen erscheint — Spitzen also soll ich
Gewiß und von aller Art! mit brillanter
hängen. — Brillantene Ohrgehänge? —
die Marquise, die manchmal bei uns
kauft? — Völlig so. In einer schönen C
Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein klein
tendrauf und ein Laufer voraus, Schn
pflästerchen und die Schleppe vom Dier
zum Ball? — zum Ball, zur Oper,
Schon schlägt ihr das Herz vor Freude
mit einem Papier zwischen den Fin
das? — Nichts, gar nichts — Ich b
Billet — Und für wen? — Für eu
bißchen neugierig seyd. — Neugieri
sehr, laßt sehn — Sie liest. — Ein

: nicht — Wenn ihr in die Messe geht —
·gleitet mich immer. Aber wenn er ein biß=
. käme. Ich stehe immer zuerst auf und bin
zuerst im Comtoir. — Er kommt, er gefällt,
nan sich's versieht, zwischen Licht und Dun=
;windet die Kleine, man bezahlt mir meine
:nd Thaler. Und ein solch Talent besitzest du
it und dir fehlt's an Brot? Schämst du dich
ilücklicher? Da erinnerte ich mich eines Hau=
lme, die mir nicht an den Knorren reichten,
von Vermögen. Ich ging im Surtout von
; sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten
ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie
istoteles und Plato am Finger. Und was
früher? die elendesten Lumpenhunde; jetzt
ine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir
e Seele erhoben, den Geist subtil und fähig
Aber diese glücklichen Dispositionen dauern,
, nicht lange: denn bis jetzt habe ich keinen
Weg machen können. Dem sey wie ihm
eß ist der Text zu meinen öftern Selbstge=
Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet
Schluß daraus, daß ich die Verachtung mei=
kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir
, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen
s wäre fast eben so gut nicht geboren zu seyn.
hörte ihm zu, und als er diese Scene des
rs und des jungen Mädchens vortrug, fühlte
von zwey entgegengesetzten Bewegungen ge=

: ich wußte nicht, ob ich mich der L[…] a la-
[…] sollte.
ber dem Trieb zur Verachtung […]ct und
tt. Ich war betroffen von so viel […] und wieder fal-
el Niedrigkeit, von so richtigen und wieder fal-
n Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der
pfindung, einer so vollkomm[…]en Schändlichkeit
einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit,
r in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich.

Nichts.

Er.

Ihr scheint verwirrt.

Ich.

Ich bin es auch.

Er.

Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich.

Von etwas anderm zu reden. Unglücklicher
welchem verworfenen Zustand seyd Ihr geboren
verleitet.

Er.

Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen […]
nicht allzusehr zu Herzen gehn; indem ich mi[…]
eröffnete, war es meine Absicht nicht Euch
thun. Ich habe mir bei diesen Leuten etwas
Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, […]
gar nichts, und daß man mir für kleine […]
noch so viel zulegte....

Hier findet sich im Manuscript eine Lücke. […]
verändert und die Sprechenden sind in eins der
Palais Royal gegangen.

er an die Stirne sich mit der Faust zu
Lippe zu beißen und mit verwirrtem
Decke herzusehen. Dabei rief er aus:)
he ist richtig; etwas habe ich bei Seite
Zeit ist vergangen, und das ist so viel

Ich.

wollt Ihr sagen.

Er.

n! gewonnen. Jeden Augenblick wird
Ein Tag weniger zu leben, oder ein
ist ganz eins. Der Hauptpunct im
nur frei, leicht, angenehm, häufig alle
en Nachtstuhl zu gehn. O stercus
as ist das große Resultat des Lebens
hen. Im letzten Augenblick hat einer
: andre, Samuel Bernard, der mit
dern, Banquerott machen, sieben und
onen in Gold zusammenbringt und
gut als Rameau, der nichts zurück=
n, dem die Wohlthätigkeit das Lei=
en wird, womit man ihn einwickelt.
rt kein Glockengeläut; umsonst singen
affen heiser um seinetwillen; umsonst
reihen von brennenden Kerzen vor ihm
; seine Seele schreitet nicht neben dem
ister. Unter dem Marmor faulen oder
, ist immer faulen. Um seinen Sarg
e Kinder, oder niemand haben, was

daran gelegen? Und dann sehet diese Faust
war strack wie ein Teufel, diese zehn Finger, z
täbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, d
Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, und
amer als die an einem Drechselerrad gedient hal
Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrach
Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich
dir, gehen sollst du, und so soll's werden.

(Und wie er das sagte, hatte er mit der rec
Hand die Finger und die Handwurzel der Linken
faßt, er riß sie herauf und herunter, die Fingerspi
berührten den Arm, die Gelenke krachten, und
fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich.

Nehmt Euch in Acht, Ihr thut Euch Schaden

Er.

Fürchtet nichts, das sind sie gewohnt. Seit
Jahren habe ich ihnen schon anders aufzurathen
ben. So wenig sie dran wollten, haben die E
sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen
die Tasten zu treffen und auf den Saiten h
springen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

(Sogleich nimmt er die Stellung eines V
lers an. Er summt mit der Stimme ein A
Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bew
Bogens nach, die Finger seiner linken Ha
sich auf dem Hals der Violine hin und h
gen. Bei einem falschen Ton hält er i
die Saite und kneipt sie mit dem Nage

seyn, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari, oder Chiabran, oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache an demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß.

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschrei's veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich.

Vortrefflich!

Er.

Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefäh
wie bei den andern.

(Alsbald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der si
vor's Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Eu
und für mich, sagte ich.)

Er.

Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sol
Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifal
den man gibt, ohne zu wissen, warum. Ihr werd
mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschaf
mir einen Schüler mehr.

Ich.

Ich habe so wenig Bekanntschaft und Ihr ermüd
Euch ganz umsonst.

Er.

Ich ermüde niemals.

(Da ich sah, daß mich der Mann vergebens daue
te: denn die Sonate auf der Violine hatte ihn gan
in Wasser gesetzt, so ließ ich ihn eben gewähren. D
sitzt er nun vor dem Claviere mit gebogenen Knie
das Gesicht gegen die Decke gewendet, man hätte g
glaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun san
er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti od
Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimm
ging wie der Wind, und seine Finger flatterten üb
den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich i
Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitun
wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgte

einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich, sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlief:) Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerey. Wir wissen uns auch herauszuziehn.

Ich.

Ihr habt Euch viel Mühe gegeben mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seyd. Ich war der Mann Euch aufs Wort zu glauben.

Er.

Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig: denn ist man denn in diesem Lande verbunden das zu wissen, was man lehrt?

Ich.

Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er.

Richtig getroffen, vol........ ichtig! N
Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich
sprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüt
wart, wie jetzt.

Ich.

Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er.

Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht m
ins Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch? im

Ich.

Laßt das gut seyn. Ja! ich erinnere mich.

Er.

Im Ueberrock von grauem Plüsch.

Ich.

Ja doch!

Er.

Verschabt an der einen Seite, mit zerrisse
Manschetten und schwarz wollenen Strümpfen, hin
mit weißen Faden gestickt.

Ich.

Ja doch, ja! Alles wie's Euch gefällt.

Er.

Was machtet Ihr damals in der Allee
Seufzer?

Ich.

Eine sehr traurige Gestalt.

Er.

Und von da ging's übers Pflaster.

Ich.

Ganz recht.

Er.

Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich.

Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er.

Getroffen!

Ich.

Ich lernte, indem ich andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er.

Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik, wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seyd —

Ich.

Nicht so gar stattlich.

Er.

Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich.

Sehr wenig.

Er.

Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich.

Noch nicht: denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er.

Frieden im Hause, beim Henker! den hat man

nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr
man seyn. Ich hatte eine Frau, Gott sey
Seele gnädig! aber wenn sie manchmal st
wurde, setzte ich mich auf meine Klauen, entf
meinen Donner und sagte wie Gott: es werde
und es ward Licht. Auch haben wir in vier J
nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere S
men erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

Das thut nichts zur Sache.

Er.

Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und
Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die s
ben wird.

Er.

Bei Gott! so ist doch nichts störriger, al
Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst
könnte man von dem Herrn Philosophen nicht e
ren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter

Ich.

Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er.

Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die
ger auf den Tasten haben.

Ich.

Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gel

in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er.

Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich.

Vernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltne Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er.

Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, coquett seyn.

Ich.

Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele, und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er.

Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und coquett ist. Wie, keinen Tanz?

Ich.

Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er.

Keinen Gesang?

Ich.

Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszuspre[chen]

Er.

Keine Musik?

Ich.

Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, würde ich sie ihm zwey Stunden täglich anvertra[uen] auf ein oder zwey Jahre, aber nicht länger.

Er.

Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge Ihr ablehnt —

Ich.

Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geo[gra]phie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er.

Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie [un]nütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wi[e die] unsrige, sind. Was sage ich unnütz, vielleich[t ge]fährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bl[eibe,] muß sie nicht wenigstens ein oder zwey Lehrer ha[ben?]

Ich.

Ganz gewiß.

Er.

Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, gl[aubt] Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die [Ge]schichte, die Geographie, die Moral verstehen we[lche] worin sie Unterricht geben? Possen, lieber [Herr,] Possen. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich [um] sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich.

Und warum?

Er.

Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren. Nach dreyßig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich.

O Narr! Erznarr! rief ich aus, wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er.

Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinne. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andre herkommt, wohin diese oder jene geordnet seyn will, welche vorausgehn oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode? woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wis-

senschaft seyn würde, ein Tropfen Wasser mit
Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean gef
ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst.
nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wa
tig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so
so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade,
mich zum Lehrer der musikalischen Begleitun
warf. Worauf denkt Ihr?

Ich.

Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auf
der als gründlich ist. Es mag gut seyn. Ihr
wiest, sagtet Ihr, in der Begleitung und
setzung?

Er.

Ja.

Ich.

Und wußtet gar nichts davon?

Er.

Nein, bei Gott! und deßwegen waren jen
schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verst
was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil
die Hände der Kinder. Kamen sie nachher vo
zu einem guten Meister, so hatten sie nichts z
lernen, da sie nichts gelernt hatten, und das wa
mer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich.

Wie machtet Ihr das aber?

Er.

Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf

n einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie
as Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige
Neuigkeiten. Mademoiselle le Mierre sollte eine
Vestalin in der neuen Oper machen, sie ist aber zum
weytenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie
upliren wird. Mademoiselle Arnaud hat ihren klei-
en Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhan-
elt mit Bertin. Unterdessen hat sich der kleine Graf
nit dem Porcellan des Herrn von Montami entschä-
igt. Im letzten Liebhaber-Concert war eine Italiä-
erin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein
eltner Körper, der Préville. Man muß ihn in dem
alanten Mercur sehen. Die Stelle des Räthsels ist
nbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr
was sie sagt, noch was sie thut .... Frisch, Ma-
demoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoi-
selle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie
verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich
fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man
spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der
Mademoiselle .... wie heißt sie doch? einer klei-
nen Creatur, die er unterhielt, der er zwey, drey
Kinder gemacht hat, die schon so mancher unterhalten
hatte — Geht, Rameau, das ist nicht möglich —
Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. Es geht
das Gerücht, daß Voltaire todt ist. Desto besser —
Warum desto besser? — Da gibt er uns gewiß wie-
der was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art,
vierzehn Tage ehe er stirbt .... Was soll ich weiter

sagen? Da sagte ich nun einiges Unanstän
den Häusern, wo ich gewesen war: denn wi
grosse Klätscher. Ich spielte den Narren, r
mich an, man lachte, man rief: Er ist do
allerliebst. Unterdessen hatte man das Note
ter einem Sessel gefunden, wo es ein klein
eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut,
hatte. Nun setzte sich das schöne Kind an
nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm
Ich nahte mich dann und machte der Mutte
ein Zeichen des Beifalls. Nun, das geh
nicht (sagt die Mutter), man brauchte nu
len; aber man will nicht, man verdirbt li
Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen
Gott weiß was. Ihr wendet kaum den
so ist auch schon das Buch zu; und nur, wen
der da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch
niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. Un
da doch was geschehen mußte, so nahm i
Hände und setzte sie anders. Ich that böse, i
Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein s
Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar
ren. Ich steh' nicht am Clavier, ich sehe
Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß
Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe
nichts was er Euch sagt, kommt nicht z
Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, s
dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame,
Es könnte besser gehen, wenn Mademoisell

wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht — An Eurer Stelle hielt ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist, und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seyd zu gut. Das ist von der Lection das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche und die Mutter sagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich schwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich.

Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er.

Bei Gott! das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, so schrei' ich als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort seyn, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da gibt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich.

Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er.

Das ist wahr!

Ich.

Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Kü

Er.

Niederträchtig? und warum? wenn's beliebt. meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich ernie mich nicht, wenn ich handle wie jederman. Ich be sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wund und ungeschickt mich nicht zu bequemen. Wohl ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsät führen werdet von einer gewissen Moral, die sie im Munde haben und niemand ausübt. Da ma denn finden, daß schwarz weiß, und weiß sch ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgem Gewissen gibt, wie eine allgemeine Grammatik gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr n sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so mir doch! —

Ich.

Idiotismen.

Er.

Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnah von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu Handwerks=Idiotismen nennen möchte.

Ich.

Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er.

Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehreren Puncten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr gibt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

Ich.

So viel ich merken kann, soll alle das Redegeflechte nur sagen, selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

Er.

Gut! die gibt's nicht. Aber dagegen gibt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, oder was auf Eins hinauskommt, immer

in ihren Werkstätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die einzigen, die reich werden und die man schätzt.

Ich.

Der Idiotismen willen.

Er.

Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotism fast aller Stände: denn es gibt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten gibt; genug ein allgemeiner Idiotism ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich; eine gemeinsame Albernheit ist's zu glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwey Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit, nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: guter Ruf ist goldnen Gürtel werth. Indessen nicht immer hat der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß, wer den goldnen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache und zwar durch das, was ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut, das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich.

Und Euren Unterricht gebt Ihr gut?

Er.

Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein andrer.

Ich.

Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er.

Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäckler. Ich und viele andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben, und das geschieht ihm Recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen

vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht, und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich.

Den Euern bewundre ich.

Er.

Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erstatten, und ich bin fest entschlossen wieder zu erstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich.

Aber ich fürchte Ihr kommt niemals dazu.

Er.

Mir ahnet auch so was.

Ich.

Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er.

Machen wollt' ichs, wie alle glücklichen Bettler, der insolenteste Schuft wollt' ich seyn, den man jemals gesehn hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir leid's gethan, und ich wollte ihnen die schlechte Behandlung redlich wieder erstatten. Ich mag gern befehlen und befehlen werd' ich. [illegible] lobt seyn und man wird mich loben. Das sä[illegible] Klatsch-

er will ich im [illegible] n, und wie man mit mir sprochen hat, will ich [illegible] en sprechen. Frisch, ihr hurken, man unterhalte mich, und man wird mich terhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute, und an wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann llen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, nn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken d Mährchen erfinden, an allerlei Schiefheiten und stern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich seyn. ann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sey; daß ffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgesen declamire, daß Montesquieu nur ein schöner eist sey; d'Alembert verweisen wir in seine Mathetik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, er Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus eid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeut, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten ird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen ir erst Musik machen!

Ich.

An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem eichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es chade ist, daß Ihr ein Bettler seyd. Ihr würdet, erk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehnvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, uch selbst höchst rühmliche Weise.

Er.

Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt cht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß

ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsre Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gesteht nur, verteufelt traurig würde sie seyn. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Ich.

Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er.

Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sclaven.

Ich.

Seinen Freunden zu dienen?

Er.

Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in undankbare verwandeln? Beseht's genau, und Ihr werdet finden, fast immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich.

Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er.

Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich.

Um die Erziehung seiner Kinder besorgt seyn?

Er.

Eitelkeit! das ist die Sache des Lehrers.

Ich.

Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er.

Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich.

Aber wenn sie sich ins lüderliche Leben, ins Unglück stürzen?

Er.

Das ist standsmäßig.

Ich.

Wenn sie sich entehren?

Er.

Man mag sich stellen wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich.

Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er.

Desto schlimmer für sie.

Ich.

Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er.

Verzeiht, es ist manchmal schwer Geld zu finden, und drum ist es klug sich von weitem vorzusehn.

Ich.

Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er.

Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen was Ihr wünscht; so würde die Gesellschaft sehr langweilig seyn, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich.

Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er.

Für mich gleichfalls.

Ich.

Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er.

Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich.

Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er.

Glaubt's nicht. Sie sind immer außer Athem.

Ich.

Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er.

Desto be[illegible] Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich.

Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich
die Langweile wird Herr. Wer ihnen mitten i
erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde
einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück n
Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft.
verachte nicht die Freuden der Sinne, ich hab
einen Gaumen, der durch eine feine Speise, du
nen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich ha
Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches W
sitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrige
cken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an
Busen vor Freude vergehn. Manchmal mißfäll
nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ei
gelassener; aber ich kann Euch nicht verhalten, m
unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, ei
liche Sache geendigt, einen weisen Rath gegebe
angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang n
nem werthen Freunde, einer werthen Freundin ge
lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugel
eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zä
sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich m
Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handl
welche gethan zu haben ich alles hingäbe was
sitze. Mahomed ist ein vortreffliches Werk; a
möchte lieber das Andenken des Calas wiederher
haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nac
thagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner
aus einem Lande wo das Herkommen alles Ver

n ältesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein
stgeborner, ein verzogner Sohn, seinen zu nachgie-
en Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem
hlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer
inen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen.
as thut nun dieser Nachgeborne, der in seiner Jugend
:t von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne
ucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe, er eilt seine
schäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt
iter und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet
ne Schwestern. Ach mein lieber Rameau, diesen
eil seines Lebens betrachtete der Mann als den glück-
isten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon,
d mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das
rz vor Freude und das Vergnügen versetzt mir die
imme.

Er.

Ihr seyd wunderliche Wesen!

Ich.

Ihr seyd bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht
greift, daß man sich über das Schicksal erheben kann,
d daß es unmöglich ist unglücklich zu seyn unter dem
hutze zwey so schöner Handlungen.

Er.

Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich
werlich befreunden könnte: denn man findet sie sel-
i. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte
htschaffen seyn?

Ich.

Um glücklich zu seyn, gewiß!

Er.

Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffne die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leut glücklich sind, ohne r schaffen zu seyn.

Ich.

Das scheint Euch nur so.

Er.

Und warum fehlt's mir heute Abend am B sen, als weil ich einen Augenblick Menschenv und Offenheit zeigte.

Ich.

Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht hattet; weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß n vor allen Dingen einrichten sollte, unabhäng Knechtschaft zu seyn.

Er.

Unabhängig oder nicht. Meine Einricht wenigstens die bequemste.

Ich.

Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er.

Aber die passendste für meinen Charakter Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich.

Vollkommen.

Er.

Und eben weil ich mein ... achen kann Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arl

, die ich [illegible] g erhalte, die mit den
zu meiner [illegible] zentreffen, die nach dem
[illegible] meiner Beschützer sind, übereinstimmender
ihren kleinen besondern Bedürfnissen, als unbe-
re Tugenden, die sie von Morgen bis Abend an-
n würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich
wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu
nken, um mich anders zu machen als ich bin, um
einen fremden Charakter aufzubinden, die schätz-
en Eigenschaften, über deren Werth ich nicht strei-
will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben
ausüben könnte, und die mich doch zu nichts füh-
vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf
ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen
en hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig
lten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie,
flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt
man die Füße warm halten. Und dann würde
ewiß die übelste Laune haben: denn warum sind
rommen, die Andächtigen so hart, so widerlich,
gesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was
r nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man
, macht man andere leiden. Das ist weder meine
e, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß
yn, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die
nd fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem;
ugend fordert Bewunderung, und Bewunderung
cht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun,
n die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun

fehlt die Thorheit, das Lächerliche macht lach
also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich sey
hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so m
kurz und gut so scheinen. Glücklicher Weise
ich kein Heuchler zu seyn. Es gibt ihrer ohne
allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich
lügen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morli
seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in d
trägt, der den Verbeigehenden über die Schu
sieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel
der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigun
hat, der jeden Begegnenden herauszufordern
was thut er? Alles was er kann, um sich zu
den, daß er herzhaft ist; aber feig ist er. Bi
einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig
gen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erl
Eurigen, zeigt ihm Euren Stock, oder gebt ih
Tritt in H—n. Ganz erstaunt sich so feig zu
wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat,
Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sei
im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unl
Durch eine langgewohnte Nachäffung muthvol
tragens hatte er sich selbst überzeugt. Er m
lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu

Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängn
sucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwoh
gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann ge
sehen kann, immer wegen Verführung ihre

it ihr Herz deßhalb weniger? entwischen
ſſzer? entzündet ſich nicht ihr Tempera=
nicht von Begierden umlagert, und wird
bildungskraft zu Nacht von gewaltſam
Bildern ergriffen? Und nun wie er=
Was denkt ihre Kammerfrau? die aus
ringt um einer Gebieterin Hülfe zu lei=
hrlich krank ſcheint. O! gute Juſtine,
r zu Bette, dich rief ſie nicht in ihrem

nun Freund Rameau jemals einfallen,
e Weiber, das gute Leben, den Müßig=
hten, zu catoniſiren, was wäre er? ein
meau ſey was er iſt, ein glücklicher Räu=
hen Räubern, nicht aber ein Tugendprah=
Tugendhafter, der ſein Krüſtchen Brot
oder in Geſellſchaft von Bettlern. Kurz
Glückſeligkeit, das Glück einiger Schwär=
kann mir nicht gefallen.

Ich.

nein Freund, Ihr wißt nicht was es iſt,
einmal im Stande es kennen zu lernen.

Er.

er für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor
Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich.

ich Euch denn, ein für allemal,
Haus zurückzukehren, woraus Ihr
habt verjagen laſſen.

Er.

Um das zu thun, was Ihr ... ? ...rtlichen Si
nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein un
zuwider ist?

Ich.

Welche Sonderbarkeit!

Er.

Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will r
wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von ...
ner Würde heruntersteigen . . . . Ihr lacht?

Ich.

Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er.

Jeder hat die seinige. Ich will die meine ver
sen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Be
Sollte man mir sagen: krieche, und ich müßte k
chen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir a
dern beide so fort, wenn man uns gehn läßt; ...
wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schw
tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten
ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr ke
Begriff von dem confusen Zustande, von dem die R
ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche
gur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schla
zwey- oder dreymal umherlgeschlagen, einen Ma
der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den n
kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper
Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte,
mit Kälte die neckischen Gesichter ...racht, die

:, und die noch neckischern Sprünge meines Wi-
Denn unter uns, der Père Noel, der häßliche
ctiner, so berühmt wegen seiner Grimassen,
eachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und
rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell.
ch muß ich mich plagen und quälen, um eine
aserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt.
r? Lacht er nicht? das muß ich mich mitten
ten Verrenkungen fragen, und Ihr begreift was
lche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist.
ypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt,
die Augen überschattet, sieht völlig aus, wie
beweglich Pagode mit einem Faden am Kinn,
auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der
soll gezogen werden, er wird nicht gezogen.
enn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie
ort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein
das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt
e Eure Affereyen sey'n verloren. Dieses Wort
Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen
thatet. Es ist gesprochen, die Muscularfeder
sich ab, und die Maschine schließt sich.
n machte er seinen Mann nach. Er hatte sich
en Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den
s auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlos-
e Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie
omat. Er sagte:)
, Mademoiselle, Sie haben Recht, das muß
inheit behandelt werden! Und so entscheidet

unser Mann, entscheidet immer in letzter
Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafe
Caffee, beim Spiel, im Theater, beim Abend
Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in
men seiner Geliebten. Diese letzten Entsche
zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit;
übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig,
schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patr

Gegen ihm über ist eine Närrin, die nicht
der man wohl sagen möchte, sie sey hübsch, we
noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da ein
cken hat und sich dem Umfang der Madame B
nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu vi
viel, und die Bewegung ist der Materie so we
Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer
Gans; item sie will Witz haben; item man
versichern, daß man überzeugt ist, sie habe
jemand; item das weiß nichts, und das
auch; item man muß diese Entscheidungen bel
mit Händ' und Füßen Beifall geben, vor
aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken:
ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vo
empfunden! Wo nehmen die Weiber das he
Studium einzig durch die Gewalt des Natu
durch natürliche Gaben. Das gränzt ans Wun
dann sage man uns, Erfahrung, Studium, N
ken, Erziehung thäten was dabei — und mel
Albernheiten. Dann vor Freuden geweint,
des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebog

andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwey= oder dreymal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich.

Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er.

Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser. Denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

(Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Caffeezimmers zitterten, und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich.

Aber wozu soll das Talent?

Er.

Rathet Ihr's nicht?

Ich.

Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er.

Laßt einmal den Streit im Gang seyn, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig wie Mademoiselle behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch .... Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn alle zusammen reden: so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Bald

ring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen, und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich.

Das ist wahr, es ist einzig.

Er.

Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich.

Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und sich zu erniedrigen so weit als möglich getrieben.

Er.

Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle so viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, z. E. Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet sich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man ge=

Er.

Rathet Ihr's nicht?

Ich.

Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er.

Laßt einmal den Streit im Gang seyn, den ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donne sage: Die Sache verhält sich völlig wie Madem behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von u schönen Geistern sollen es besser machen. Der druck ist genialisch . . . . Aber man muß nicht i auf gleiche Weise Beifall geben, man würde ein werden, man würde für einen Heuchler gelten, würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Urt kraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Auge ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der tigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr ve wenn alle zusammen reden: so muß man sich beso halten im Winkel des Zimmers, entfernt von Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ei ges Stillschweigen vorbereitet haben, und dann wie eine Bombe mitten unter die Streitenden h fallen. Niemand versteht diese Kunst besser al aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln be eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich.

g' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüf- , eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf iegen, die Augen zu schließen, und mich so verwun- zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine eng- e und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze ft dieser letzten Stellung einseht; aber niemand mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, her!

Ich.

Das ist wahr, es ist einzig.

Er.

Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit ei- r Eitelkeit, die das aushalte?

Ich.

Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent ren zu machen und sich zu erniedrigen so weit als lich getrieben.

Er.

Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle so viel r sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter n, z. E. Palissot, wird höchstens ein guter Schü- leiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs rhält, wenn man einiges Vergnügen findet sich die Dummheit derer aufzuhalten, die man trun- macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man ge-

nöthigt sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltnen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen, das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich.

Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er.

Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernste, Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von sich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich.

Mir ist's nicht bekannt.

Er.

Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die B dingungen

be gut kennen, um das Verdienst der Auf-
ıngsam zu schätzen. Nun denn?

Ich.

enn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten
ser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er.

sagt er, indem er mir einen kleinen Schlag
chsel gab, denn er ist zudringlich), hört und
. Er läßt sich eine Maske machen, die dem
ahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener
weiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit
t, er hängt das Kleid um. Nun ruft er sei-
, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf
ränderung der Decoration. Es ist nicht mehr
lbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund
eitscht. Nach zwey drey Tagen von Morgens
ıs fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor
m Generalpachter fliehen und sich zu Bouret
elbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut,
in Ungläubiger, der nicht verdient die Wun-
ahren, die neben ihm vorgehen.

Ich.

ungeachtet, ich bitte euch, wie war's mit
und den Fackeln?

Er.

nein, wendet Euch ans Straßenpflaster,
solche Dinge erzählen, und benutzt den Um-
uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfah-
niemand weiß, als ich.

Ich.

Ihr habt Recht.

Er.

Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es gibt Ludwigskreuze, die das Brot nicht haben, was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth, man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich.

Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius habt Ihr denn nichts erfunden?

Er

Verzeiht! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunst-

riffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter
n verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit
azu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich
lle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken,
erachtete. Ich habe zehn Mittel mir sie entreißen zu
issen, und unter diesen Mitteln gibt's manche neue,
arf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Ta=
nt junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich
abe manchen angebracht, der weder Geist noch Ge=
alt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube man
ürde mir wohl Genie zugestehn.

Ich.

Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr
lten.

Er.

Ich zweifle nicht.

Ich.

An Eurer Stelle würf' ich das alles aufs Papier.
ade für die schönen Sachen, wenn sie verloren ge=
sollten!

Er.

's ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig
Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer
isung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies
venig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst.
ft nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Mar=
tencin, ihren Bruder den Cardinal und seinen
ir den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat
Lection gegeben? Niemand. Die Natur bil=

det diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn die Geschichte des Hundes und der Maske weg gedruckt sey?

Ich.

Aber in verlorenen Stunden, wenn die kran ten Bewegungen Eures leeren Magens, oder di strengungen des überfüllten Magens den Sch halten.

Er.

Ich will darauf denken. Besser ist's grosse zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt si Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, tert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wen sich in Gegenwart der kleinen Hus über die heit des Publicums verwundern soll, das sich nu mal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dang mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, g auf dem Theater einhergeht, die immer dem Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Gri für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; de blicums, das die emphatische Clairon eben so begü die magrer, zugestutzter, studirter, schwerfällig als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht si alles brechen möchte, und merkt nicht, daß w Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der nimmt ein wenig zu, aber was thut's, haben wi die schönste Haut? die schönsten Augen, den sch Schnabel, freilich wenig Gefühl, einen Gang der leicht ist; doch auch nicht so linkisch, wie man

die Empfindungen betrifft, da ist keine, der
ben.

Ich.

soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahr=

Er.

Uebel ist, daß die Teufels=Empfindungen alle
stecken, und daß doch auch keine Dämmerung
it. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß,
gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gera=
ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn
Laune sind, wie wir die Bedienten behan=
die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie
heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu
issen, die sich einigermaßen vom schuldigen
ntfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage
voll Gefühl und würde ..... Nun!
s aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr
ht wahr?

Ich.

nich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr
der boshafter Weise redet. Ich bin ein gera=
t, seyd so gut und geht aufrichtig mit mir zu
ßt Eure Kunst bei Seite.

Er.

rechen wir von der kleinen Hus, von der
e und der Clairon, hie und da mit einigen
emischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch
Taugenichts halten, aber nicht für dumm.

Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verli
Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten
bringen.

Ich.

Und wie entschließt man sich sie zu sagen?

Er.

Das macht sich nicht auf einmal; aber nach
nach kommt man dazu. Ingenii largitor ve

Ich.

Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er.

Das ist möglich. Indessen so stark Euch das
scheinen mag, jene sind mehr gewohnt dergleich
hören, als wir es zu sagen.

Ich.

Ist denn einer, der sich untersteht Eurer Mei
zu seyn?

Er.

Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinn
die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich.

Die muß also aus Taugenichtsen und aus Du
köpfen bestehen.

Er.

Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur
darunter und zwar jener, der uns gastirt, damit
ihn zum besten haben sollen.

Ich.

Wie dürft Ihr es aber so grob machen? den
Talente der Dangeville und Clairon sind entschi

Er.

Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehn.

Ich.

Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehn einige bittere Wahrheiten entwischt seyn von solchen, die verletzen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er.

Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen, vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht darauf. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich.

Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten be-

gegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für E
viel Güte hattet.

Er.

Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein
Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein
hält an. Mir ging es zu gut, das konnte
dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlr
ausgesuchteste Gesellschaft, es ist eine Schu
Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastf
schaft. Alle Poeten die fallen, wir raffen sie auf
hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem
Généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schi
ler, die man nicht lies't, alle ausgepfiffenen Schi
lerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein H
verschämter Armen, platte Schmarotzer an deren
ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer An
eines furchtsamen Haufens. Das erstemal, wenn
zeigen, muntre ich sie auf. Ich verlange zu trink
sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg!
rissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber d
Figur haben. Andere Schelme, die den Patron
cheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Pa
zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im G
haben wir alle bösen Humor und gewaltigen A
Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger nicht g
mer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde
mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie
alles was Glück macht. Manchmal vereinig
Bertin, Mésenge und Villemorin; dann gibt

einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beiwörtern begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist, wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels, die Philosophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers habe ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr seyd nicht mehr geschont als ein andrer.

Ich.

Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn die, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er.

Wir sind viele und jeder muß seine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich.

Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brot.

Er.

Ich sagte es Euch schon: wir sind ohne Consequenz. Wir lästern alle Menschen und betrüben niemand. Manchmal fi[illegible] sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Oliv[illegible], der dicke Abbé Le Blanc, der Heuch-

ler Batteux. Der dicke Abbé ist nur boshaft vor Tafel, nach dem Caffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsockel gestemmt, da schläft er ein, wie ein alter Papagey auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen, und sagt: Nun, nun, was gibt's? — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehn wir uns, Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste — Nicht das Mindeste — Nein .... Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack, sagt er... der Geschmack ist ein Ding... fürwahr ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab, er wußt' es selbst nicht.

Manchmal haben wir Freund Robbé, der tischt uns seine cynischen Mährchen auf von convulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen. Er hat das Ansehn eines Besessenen. Alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! ... Unter uns, diese Poesie ist nichts, als ein Scharivari von allerlei confusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des Babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehn,

der

der Verstand wie ein Teufel hat und boshafter
s ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren,
l Spöttereyen und Nasenstübern reizen, die aber
zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die
der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre Er=
ng hätte belehren sollen, daß es eben so leicht
in Mann von Geist zu seyn und das Ansehn ei=
Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter
geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist
gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeit=
eib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und ge=
lich fällt man auf diesen. Dieß ist eine Falle,
ir den Neuankommenden legen, und ich habe
iemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.
Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Be=
ungen dieses Narren über Menschen und Cha=
e und gab es ihm zu verstehen.) Aus der
ten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich
eil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier
ädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des
stes der Unschuld, in der Gesellschaft der Bösen,
as Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie
n. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig
t.

Ich.

Was habt Ihr gelesen?

Er.

Gelesen habe ich und lese und unaufhörlich lese
eder Theophrast, La Bruyère und Molière.

Ich.

Das sind vortreffliche Bücher.

Er.

Sie sind viel besser als man denkt, aber wer ve stehet sie zu lesen?

Ich.

Jederman, nach dem Maß seines Geistes.

Er.

Fast niemand. Könnt Ihr mir sagen, was ma darin sucht?

Ich.

Unterhaltung und Unterricht.

Er.

Aber welchen Unterricht? denn darauf komm es an.

Ich.

Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der Tu gend, den Haß des Lasters.

Er.

Ich aber lerne daraus alles was man thun so und alles was man nicht sagen soll. Also wenn i den Geizigen lese, so sage ich mir, sey geizig wenn du willst, nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger z reden. Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir, se ein Heuchler wenn du willst, aber sprich nicht wie ei Heuchler. Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerun gen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren,

mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser insolent zu seyn, als so auszusehn. Ein so insolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein insolentes Ansehn verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sey. Ich habe hier kein andres Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was andre aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht, als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. Dann erinnre ich mich an alles, was andre gesagt haben, an alles, was ich gelesen habe, und dann füg ich' noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächs't, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich.

Ihr habt wohl gethan mir diese Geheimnisse zu

eröffnen, sonst hätte ich glauben müssen I
sprächt Euch selber.

Er.

Ich widerspreche mir nicht: denn für ei
wo man das Lächerliche zu vermeiden hat
glücklicherweise hundert, wo man sich's ge
Es gibt keine bessre Rolle bei den Große
Rolle der Narren. Lange gab es einen u
titelten Narren des Königs; niemals h
den Titel eines Weisen des Königs getragen
der Narr Bertin's und mehrerer andern, E
leicht in diesem Augenblick, vielleicht seyd
meine. Wer weise wäre hätte keine Na
einen Narren hat ist nicht weise, und is
weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wär
nig der Narr seines Narren. Uebrigens
daß in einer so veränderlichen Sache, wie d
sind, nichts absolut, wesentlich und allgem
oder falsch ist, außer daß man sey was u
theil gebietet, gut oder böse, weise oder nä
ständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaf
zufälliger Weise die Tugend zum Glück gefü
so wäre ich tugendhaft gewesen, oder hätte d
geheuchelt, wie ein andrer. Man hat mich
haben wollen und dazu habe ich mich gebil
ich lasterhaft, so hat die Natur allein den
gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so re
Eure Sprache. Denn wenn wir uns erkl
ten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet

nenne, und was ich Laster nenne, [illegible]

men auch zu uns die Autoren der komi-
ihre Schauspieler und Schauspielerinnen,
se Unternehmer, Corbie und Moette, [illegible]
Geschick und vorzüglichen Verdiensten :
vergaß die großen Kritiker der [illegible]:
ureur, les petites Affiches, l'Année
l'Observateur littéraire, le Censeur
aire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich.

née littéraire, der Observateur litté-
re ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er.

wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um
en Suppennapf. Der verfluchte Obser-
éraire, daß der Teufel ihn und seine Blät-
hätte! Das ist der Hund, der kleine gei-
r, der stinkende Wuchrer, der Ursache ist
Unglück. Gestern erschien er zum ersten-
erm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus
ern treibt, zur Stunde des Mittagessens.
wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich der-
r uns, der ein vier und zwanzig Sous-
er Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen.
man wohl über seinen Mitbruder, der bis
Egret schmutzig und bis auf die Knochen
eint, und kommt Abends doch wohl selbst
richtet in seine Wohnung zurück. Ja es

war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander, der Gläubiger wollte bezahlt seyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf ohne durch jenes Hände gegangen zu seyn.

Es wird aufgetragen, man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn oben an zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armen platten Schuft Euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c—o fra duoi c—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Rameau, Ihr seyd ein impertinenter rsche — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung

ıbt Ihr mich aufgenommen — Ein Schuft — Wie
n andrer — Ein Bettler — Wäre ich sonst hier?
- Ich werde Euch hinauswerfen lassen — Nach Ti=
he werde ich von selbst gehen — Das rath' ich Euch
.. Man speis'te und ich verlor keinen Bissen. Nach=
m ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte:
nn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger
wesen, **Messer Gaster** ist eine Person, mit der ich
emals getrutzt habe, jetzt entschloß ich mich und
ickte mich an zum Weggehen: denn ich hatte doch
Gegenwart von so vielen mein Wort verpfändet,
iß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit,
n in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu
chen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der
atron würde sich abermals in Schimpfwörtern aus=
ssen, jemand würde als Mittelsperson auftreten
ıd wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wie=
r versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn
) hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron,
İstrer und schwärzer als Apollo beim Homer, da er
ine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die
tütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt,
ng im Zimmer hin und wieder, die Faust unter
m Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber Ma=
moiselle was gibt's denn besonders? War ich denn
ute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort —
ch will fort; aber ich habe den Patron nicht belei=
gt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé
ıd.... — Der Patron hat gefehlt, daß er den

Abbé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir so viele schöne Wesen als ich bin — Frisch, kleiner Rameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé: Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich, nicht wahr? und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt, nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von andrer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich, ich will nichts mehr von ihm wissen — Man ist erzürnt — Ja sehr erzürnt — Das soll nicht mehr begegnen — Beim ersten Schuft... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug es war schlimmer als vorher. Was Teufel! kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände gibt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertre[illegible], das ist ine Bedingung; aber ich muß mir ma[illegible]l doch auch

einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich.

Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er.

Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich.

Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er.

Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich

ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde — Und wer denn? wenn's beliebt — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen — Sie! — Ja sie, versetzt' ich ein wenig beschämt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen

dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann, man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich.

Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er.

Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: O es ist Rameau . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich.

Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er.

Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen, oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze be=

günstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit, ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm, ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich.

Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Es ist wenigstens unanständig seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er.

Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich.

Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst lebrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht erleihen.

Er.

Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Mährchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagey?

Was erhebt Le Brun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenoß, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Palissot hat Spottreime machen müssen und Le Brun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürdet. Palissot hat Poinsineten die Reime aufbürden müssen, die er gegen Le Brun gemacht hat,

und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschliessen sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich curiren zu lassen, sich zu nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner Gesellen bemächtigt, der weder Treue, noch Gesetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat; eine Unklugheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Palissot, es ist Helvetius der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter, zum Tiger oder Panther hineinstreckt, und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag

thalten. Desto schlimmer für den, der ihn nicht
int, oder vergißt.

Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen
gemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die
in der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich
r Dummheit anklagen sollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr
bt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk ver=
nmelt, das man in Eurer Sprache Especes nennt.
enn diese Especen Euch Schlechtigkeiten begehen,
d Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche
ute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen
is sie sollen und die Especen auch. Ihr aber habt
recht sie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und
l mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die
chtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekannt=
aften erworben, hätten sie um sich her talentvolle
änner berufen, durch ihre Tugenden bekannte Män=
r, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten
sellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Sü=
keit zusammen zu seyn, sich zu lieben und sich's im
illen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß
in gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht
tte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdien=
t. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns
tte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Ge=
htigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer
s unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerech=
keit zu üben an den Mésenges und Bertins der
kunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse

an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es gibt zwei Generalprocuratoren, einer der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre. Diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seyd Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbess're sich oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich.

Ihr habt recht.

Er.

Uebrigens was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit — — —

(Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich.

Ihr seyd ein Polisson. Laßt uns von was andern reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er.

Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich.

Weil ich fürchtete zudringlich zu seyn.

Er.

Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich.

Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er.

Keineswegs. Ich bin in Euern Augen ein sehr verworfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich.

Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er.

Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich.

Und wie das, wenn's beliebt?

Er.

Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu seyn, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich.

Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur, oder durch Bemühung seyd, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er.

Ihr mögt recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug vollkommnere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich.

ınmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er.

Ich.

Palissot?

Er.

h Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich.

ver kann wohl werth seyn die zweyte Stelle
zu theilen?

Er.

Renegat von Avignon.

Ich.

Renegaten von Avignon habe ich niemals
en, aber es muß ein erstaunlicher Mann

Er.

ſt er auch.

Ich.

Beschichte großer Personen hat mich immer

Er.

aube es wohl. Dieser lebte bei einem guten
Abkömmling Abrahams, deren dem Vater
bigen eine den Sternen gleiche Anzahl ver-
vard.

Ich.

nem Juden.

Er.

Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsre Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft seyn zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein bess'rer Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sey . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich.

Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen, fahrt in der Geschichte fort.

Er.

geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrach-
nstellen muß. Das ist eine Krankheit, die
m Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich.

ıer genauen Verbindung des Juden und des
n.

Er.

war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir
auf was sinnt Ihr?

Ich.

nne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr
ld hoch, bald tief.

Er.

die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit
. . Endlich Abends kommt er zu seinem gu-
nd mit zerstörter Miene, gebrochner Stim-
nbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd
habt Ihr? — Wir sind verloren — Verloren
' — Verloren, sage ich, verloren ohne Ret-
Erklärt Euch. — Geduld einen Augenblick,
ich von meinem Schrecken erhole. — So er-
, sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen, du
ıbgefeimter Spitzbube. Ich weiß nicht was
achricht bringst; aber du bist ein Spitzbube.
t den Erschrockenen.

Ich.

varum sollte der Jude so sagen?

Er.

Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. Wir sind verloren, ohne Rettung .... Fühlt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten verloren? ... Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht wie der Spitzbube nicht erröthet sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich.

Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er.

Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein auto-da-fé bereitet — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam, benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen, ja durch einen Dritten, das wird das Beste seyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen ist es vor-

züglich angesehn. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen .... Gesagt, gethan. Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe Ihr seyd der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan ein ehrlicher Mann zu seyn: denn Ihr wärt nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter, es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte, und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich.

Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er.

Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sey, und solltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Taugenichtse setzen, dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus fourbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator!

(Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltnen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik, als auf gute Sitten verstand.

Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der

eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Mahlerey oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte:)

Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich.

Ein wenig. Aber das geht vorüber.

Er.

Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich.

So ist's auch.

(Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) was macht Ihr jetzt?

Er.

Nichts!

Ich.

Das ist sehr ermüdend.

Er.

Ich war schon dumm genug, nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich.

Billigt Ihr denn diese Art?

Er.

Ganz gewiß.

Ich.

Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er.

Ob ich Schönes drinn finde? Bei Gott dafür stehe ich Euch. Wie ist das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich.

Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er.

Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich.

Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff, als Ihr und die meisten Euresgleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er.

Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne ei-

ner, durch Kunst erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne, und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Mahlerey, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Declamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Deklamation wie eine Linie ansehen, und den Gesang wie eine andre Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Declamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Puncten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er seyn. Und das haben unsre jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre Diable, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: o terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, sie los zu lassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken gibt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation, das ist vortrefflich. Ich sag es Euch. Geht! geht! die Arie

zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: mon coeur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sey zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: Musices seminarium accentus, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es gibt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, woraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da sage, denn es ist wahr.

Ich.

Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er.

Und diese Bedenklichkeit?

Ich.

Wenn eine solche Musik sublim ist; so muß die

tlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des
t und, unter uns gesagt, des lieben Onkels
iig platt seyn.

Er

(sich meinem Ohre nähernd).

wollte nicht, daß man mich hörte: denn hier
:le Leute, die mich kennen. Sie ist's auch.
·e leise, nicht weil ich mich um den lieben On=
.mmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber
'ein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang
n Halse hinge, so gäbe er mir kein Glas Was=
:un mag er's auch mit der Octave und Sep=
obiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur
und dem sämmtlichen Teufelslärm. Alle die
:n sich darauf zu verstehen, und die das Ge=
ht mehr für Musik nehmen, werden sich nie=
iehr daran befriedigen. Ja wenn man durch
)liceyverordnung den Personen aller Art und
s verbieten könnte, das Stabat von Pergolese
u lassen. Das Stabat sollte man durch die
)es Henkers verbrennen. Wahrhaftig diese
:en Schalksnarren mit ihrer servante maî-
mit ihrem Tracolle haben uns einen gewal=
lippenstoß gegeben. Ehmals gingen Tan-
Issé, Europe galante, les Indes, Castor,
ens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die
ungen Armidens wollten gar nicht endigen.
lt das alles über einander, wie Kartenmänner.
eien Rebel und Francoeur deßhalb Feuer und

Flammen. Sie sagen, alles gehe verloren, sie seyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsänger dulde, so sey die Nationalmusik zum Teufel und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken die seit dreyßig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben lange Weile und gähnen, ohne zu wissen warum. Sie fragen sich und wissen nicht warum. Warum wenden sie sich nicht an mich? Duni's Weissagung wird erfüllt werden und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um Italiänische Symphonien zu spielen. Sie haben geglaubt ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmusik Eintrag geschahe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie sich der Gesang zur natürlichen Declamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste der etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts

mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Gesang und Stimme und durch's Instrument gewöhnen: denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t' en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italiänischen oder Französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der Italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht lange Weile haben würden bei ihrer Feerey, bei ihrer abgeschmack-

ten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten, als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht seyn. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht stören. Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreyeinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub und Bauz! Barabauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich.

Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er.

Er.

Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetwegen. Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen, als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des Fous, dem Peintre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehabenen Augen und Händen aus, ob das schön ist? bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: gut, er verliert den Kopf und eine neue Scene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: Je suis un pauvre misérable..... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir.... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre!..... le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire... A Zerbina penserete... Sempre in contrasti con te si sta... Er häufte und verwirrte dreyßig Arien, Italiänische, Französische,

tragische, komische von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß stieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Ziererey vor. Nun ist er Priester, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt sich, nun ist er Sclave und gehorcht. Er besänftigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens.

Alle die Schachspieler hatten ihre Breter verlassen und sich um ihn versammelt, die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade in's Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli singt.

Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems mahlt,

brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen, an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell um zur Stimme zurückzukehren, eins in's andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unsrer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Fagot vor, einen schreienden näselnden Ton ergriff er für das Hautbois, mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme die Saiten-Instrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs genaueste anzunähern suchte, er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Gebärden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein gan-

zes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirne, der Länge seiner Wange folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befurchte den Obertheil seines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren. Bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln, oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermischt mit dem Gezisch der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen, denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her, wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseyns, er trocknet maschinenmäßig sein Ge-

Gleich einem, der beim Erwachen sein Bett
ner großen Menge Personen umgeben fände, so
iem völligen Vergessen, in einem tiefen Un=
itseyn dessen, was er gethan hat, ruft er im er=
lugenblick:) Nun, meine Herren, was gibt's,
acht Ihr? was erstaunt Ihr? was gibt's denn?
Dann setzte er hinzu, das heißt man eine Mu=
nen Musiker. Indessen verachte man nicht ge=
Gesänge des Lulli. Die Scene j'attendrai
ire mache man besser, ohne die Worte zu verän=
Ich fordre jederman auf. Verachte man
einige Stellen von Campra, die Violinstücke
s Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen
ge, seine Priester und Opferzüge. Pâles flam-
t, Nuit plus affreuse que les ténèbres....
du Tartare, Dieu de l'oubli.... (Da ver=
er seine Stimme und hielt die Töne gewaltsam
Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fen=
wir steckten unsre Finger in die Ohren. Er
) Hier muß man Lungen haben, ein großes
l, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fa=
nd drey Könige sind vorbei, und sie wissen noch
was sie in Musik setzen sollen, und daher auch
was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische
soll noch geboren werden, aber sie kommen
noch dazu, hören sie nur genug den Pergo=
den Sachsen, Terradeglias, Traetta und
, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kom=
le schon dazu.

Ich.

Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er.

Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander, in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wissen, wie leer das von Hülfsmitteln für unsre Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen, laßt Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts ist drinn, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Eben so gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Diese Ausdrücke müssen übereinander gedrängt seyn, die Phrase muß kurz seyn, der Sinn abgeschnitten, schwebend, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die Französische lyrische Poesie viel schwerer, als in Sprachen welche Umwendungen zulassen und von selbst diese Bequemlichkeiten darbieten... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe,

ose.... Ah! je languis, je meurs... Un feu secret s'allume dans mes sens... Cruel amour que veux-tu de moi?.. Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui... Rends-moi la raison... Die Leidenschaften müssen stark seyn. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musikus muß extrem seyn. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor.

(Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand, oder wenig Theil an seiner Rede nahm, denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten, als sich unterrichten, und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlos-

sen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist; als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte, das hat mich schnell angepackt.

Ich.

Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er.

Recht gern. Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Ich.

Was beliebt Euch?

Er.

Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu lassen...

(Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwey- oder dreymal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, rückt sich zusammen und fährt fort:)

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philosoph, ist es nicht ein recht sonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erst zu lehren, wie unsrer Musik ein Ausdruck zu geben sey, wie unser Gesang sich allen Bewegungen, allen Taktarten, allen Pausen, allen Declamationen fügen könne und das ohne die Prosodie zu verletzen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almosen angesprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingerissen, ein eifersüchti-

ges rasendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der seinen Ton sanft macht, seine Sylben zieht mit einer Honigstimme, genug jede Leidenschaft, es sey welche es wolle, wenn sie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Musikus zu seyn; ein solcher hätte zwey Dinge gewahr werden sollen, einmal daß die langen und kurzen Sylben keine bestimmte Dauer haben, nicht einmal einen bestimmten Bezug unter ihrer wechselseitigen Dauer, daß die Leidenschaft mit der Prosodie verfährt fast wie es ihr gefällt, daß sie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchsten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichen! die ausrufende Sylbe auf den höchsten und schärfsten Ton trägt und alsdann in tieferen und schwächeren Tönen herabsteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der Wendung der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Gesprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem wir die Parenthese Armidens, das vainqueur im Rinaldo; das quelqu'un le peut-être; das entschlossene obéissons; die galanten Indien als Wunder musikalischer Declamation anführten? Jetzt zuck' ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge wie die Kunst vorwärts geht weiß ich nicht wohin sie gelangen kann, indessen trinken wir eins!

(Er trank zwey-, dreymal, ohne zu wissen was er that, und war auf dem Wege sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:)

Wie kommt's, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit seyn könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er.

Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn gibt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Fiber, die man immer kneipen mag und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich.

Liebt Ihr Euer Kind?

Er.

Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit. . . .

Ich.

Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er.

Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit seyn. Ist er bestimmt ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, so wäre die sämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwey entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten, wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Especen, von allen Spitznamen ist dieß der fürchter-ichste, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt ie höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer 'augenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist ine Especе. Käme ich nun meinem Sohn durch Er-:hung die Quere, so verlör' er seine schönsten Jahre, : die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte ge-t und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit ge-cht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn, er ist 1 gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen, ürchte er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich.

Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er.

Einen Musikus, einen Musikus! Manc tracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen u Solltest du jemals eine Note kennen, ich gl drehte dir den Hals um.

Ich.

Und warum das, wenn's beliebt?

Er.

Das führt zu nichts.

Ich.

Das führt zu allem.

Er.

Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer von seinem Kinde versprechen, daß es vortreff wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur der Saitenkratzer werden wie ich. Wißt I vielleicht eher ein Kind zu finden wäre ein Ki zu regieren, einen großen König daraus zu als einen großen Violinspieler?

Ich.

Mir scheint, daß angenehme Talente, selb mäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Li keit und Aufwand verlornen Volke einen M sehr geschwind auf dem Wege des Glückes Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt einer Espece von Beschützer und einer Espece

chützten. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drey- bis vierhundert Livres Renten erworben — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert — Kämen Puffendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es gibt keine — Ich bin ein guter Musikus — Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünf und zwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speis't, nehmt das Vesper- und Abendbrot mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch, Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil.

Er.

Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich.

Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige was Ihr im Auge zu haben

Er.

Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist al[illegible] und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte [illegible] mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Gr[illegible] sätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, we[illegible] nicht ein Bettler bleiben wollte: dagegen so[illegible] einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegn[illegible] stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück au[illegible] meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, [illegible]ebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und [illegible] noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heili[illegible] Stück sey, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Fing[illegible]lles was man sich anschaffen kann, ein hübsches [illegible]chen, ein hübsches Mützchen, einen guten Bis[illegible]. Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spa[illegible] mit Uebermuth, ich hebe den Schoos meiner Weste[illegible], ich schlage mit der Hand auf die Tasche und so [illegible] ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit die er a[illegible]ir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich.

Man kann's nicht besser. Aber wenn es [illegible]geg-nete, daß er, tief durchdrungen von dem W[illegible] der Goldstücke, gelegentlich eines Tages . . . .

Er.

Ich verstehe Euch. Darüber muß man die [illegible]gen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moralischen G[illegible]d-satz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und [illegible]n das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist e[illegible] böse Viertelstunde und dann ist alles vorbei.

Ich.

Auch nach so muthigen und weisen Ansichten be=
[b]ehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre
[i]hn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel
[s]ich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern
[z]u dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er.

Es ist wahr. Aber ich habe Projecte die noch
[s]chneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach
[w]enn's nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da
[m]an nicht thun kann, was man will, so muß man
[n]ehmen was kommt, den besten Vortheil daraus zie=
[h]en, und nicht deßhalb auf dumme Weise, wie die
[m]eisten Väter, die nichts schlimmers thun könnten,
[w]enn sie auf's Unglück ihrer Kinder studirt hätten, ei=
[n]em Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die
[L]acedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung
[s]chlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld
[d]ran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein
Sohn soll glücklich seyn, oder was auf Eins hinaus=
[k]ommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein we=
[n]ig die leichtesten Wege zu diesem Zweck zu gelangen,
[u]nd ich will ihn früh genug damit bekannt machen.
Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die
Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird
Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug be=
[s]itzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Ach=
tung nicht und Eure Ehrfurcht.

Er.

Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist
und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüt
mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Gr
sätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wer
nicht ein Bettler bleiben wollte: dagegen sobal
einen Louisd'or besitze, das mir nicht oft begegnet,
ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus m
Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, heb
Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm
besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige G
sey, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Finger
was man sich anschaffen kann, ein hübsches
chen, ein hübsches Mützchen, einen guten Bis
Dann steck' ich den Louisd'or in die Tasche, ich spa
mit Uebermuth, ich hebe den Schoos meiner Weste
ich schlage mit der Hand auf die Tasche und so m
ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit die er an
bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich.

Man kann's nicht besser. Aber wenn es b
nete, daß er, tief durchdrungen von dem Wert
Goldstücke, gelegentlich eines Tages . . . .

Er.

Ich verstehe Euch. Darüber muß man die A
zudrücken. Es gibt ja auch keinen moralischen Gr
satz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und
das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es
böse Viertelstunde und dann ist alles vorbei.

Ich.

Auch nach so muthigen und weisen Ansichten be-
stehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre
ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel
sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern
zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er.

Es ist wahr. Aber ich habe Projecte die noch
schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach
wenn's nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da
man nicht thun kann, was man will, so muß man
nehmen was kommt, den besten Vortheil daraus zie-
hen, und nicht deßhalb auf dumme Weise, wie die
meisten Väter, die nichts schlimmers thun könnten,
wenn sie auf's Unglück ihrer Kinder studirt hätten, ei-
nem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die
lacedämonische Erziehung geben. Ist unsre Erziehung
schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld
dran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein
Sohn soll glücklich seyn, oder was auf Eins hinaus-
kommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein we-
nig die leichtesten Wege zu diesem Zweck zu gelangen,
und ich will ihn früh genug damit bekannt machen.
Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die
Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird
Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug be-
sitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Ach-
tung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich.

Ihr könntet Euch irren.

Er.

Oder er bekümmert sich nichts drum, wi
mehr . . . .

(Hierin war nun freilich gar viel von de
man denkt, wornach man sich beträgt; aber w
nicht ausspricht, und das ist denn der auffa
Unterschied zwischen meinem Manne und den
Menschen die uns umgeben. Er bekannte die
die ihm anhingen, die auch andern anhänger
er war kein Heuchler; er war nicht abscheuli
jene, er war nur offener und folgerechter, m
profunder in seiner Verderbniß. Ich zittert
sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden
denn gewiß bei einer Erziehung, die so gen
unsern Sitten gebildet war, mußte er weit geh
ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

Er.

O fürchtet nichts. Der bedeutende, der
Punct, bei dem ein guter Vater besonders ve
soll, ist nicht etwa daß er seinem Knaben die sc
chen Laster überliefre, die ihn reich machen,
cherlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzba
das weiß die ganze Welt, wenn nicht systemati
ich, doch nach Beispiel und einzelnem Unterricht.
der Hauptpunct ist, ihm das rechte Maß zu
nen, die Kunst sich der Schande, der Entehrun
Gesetzen zu entziehen: das sind Dissonanzen

gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich.

Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralist.

Er.

Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet und sehr hoch in der Moral.

Ich.

Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er.

Desto schlimmer für Euch. Ach besäß' ich nur Eure Talente!

Ich.

Laßt meine Talente und gedenken wir der Euren.

Er.

Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr. Aber ich spreche einen verteufelten Mischmasch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich.

Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit sagen und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er.

Es ist auch nicht um die Wahrheit zu sagen, a um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Tal wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch schnüren, eine Dedication zu wenden, einen Nar recht von seinem Verdienste trunken zu machen, n bei den Weibern einzuschmeicheln.

Ich.

Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu seyn.

Er.

Wie viel große Eigenschaften, deren Preis : nicht erkennt!

Ich.

Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich a

Er.

Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen gro Rock, diese Zeugweste, diese baumwollnen Strüm diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich.

Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt se wenn man nicht reich ist, und sich doch alles erla um es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der W betrachten. Wunderliche Leute!

Er.

Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich: denn sie ist nicht in der Natur.

Ich.

Des Menschen?

Er.

Des Menschen. Alles was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlseyn auf Kosten dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ich.

Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreyßig Jahren, so bräch' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er.

Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich.

Beinahe könnt' ich Euch beypflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er.

Warum?

Ich.

Weil ich fürchte die Uebereinstimmun
scheinbar, und wollten wir bestimmen, was
Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden
verstehn wir uns nicht mehr.

Er.

Und was thut's denn?

Ich.

Lassen wir das, was ich davon weiß
Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet
in dem, was Ihr von der Musik versteh
nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns v
reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ih
Leichtigkeit die schönsten Stellen der große
zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, si
Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wie
ben und andere wieder zu entzücken, wie
daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas n

(Anstatt mir zu antworten zuckte er mit
hob den Finger gen Himmel und rief: Un
stirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, V
golese, Duni bildete, da lächelte sie; ein e
und gebietrisches Gesicht machte sie, als sie
Onkel Rameau hervorbrachte, den man wäh
Jahren den großen Rameau wird genannt
von dem man bald nicht mehr sprechen w

ie aber seinen Vetter zusammenraffte, da schnitt sie
ine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine
Fratze.... Als er das sagte, schnitt er verschiedene
Gesichter. Es war Verachtung, Geringschätzung, Ironie.
Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern
zu kneten, und lächelte über die lächerlichen
Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame
Pagode weg und sagte:) So machte sie mich
und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken,
wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälsen, klotzenden
vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehn.
Auch krumme Hälse gab's, und dann trockne Figuren,
mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle
wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen,
und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte
mich zu Tode lachen, als ich sie sahe. Denn die Thoren
und Narren haben Freude an einander, sie suchen
sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner
Ankunft nicht das Sprüchwort schon fertig gefunden,
das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheidten,
mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die
Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden
gelegt, und ich versuchte tausend Mittel um es
wieder zu erhaschen.

Ich.

Ich kenne diese Mittel. Ihr habt mir davon
gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei
so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein
schönes Werk?

Er.

Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie, da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammen nehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. — Der Abbé versetzte: Das habe ich eben versucht und wißt Ihr was ich davon trug? eine Beule an der Stirn.

(Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu:) Mir scheint es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:) entweder ist niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

(Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte:) Ich fühle, ja ich fühle.... (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charak-

ier Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstau=
n Wahrheit. Dann setzt er hinzu:) So ist's
, glaub' ich. Nun kommt's. Da sieht man,
in Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt
eschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich
und nehm' ich die Feder; will ich schreiben, so
ß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. . Ge=
ner Diener, guten Abend, der Gott ist abwe=
Ich glaubte Genie zu haben, am Ende der
lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm.
wie will man auch fühlen, sich erheben, denken,
Stärke mahlen, wenn man mit Leuten umgeht,
ie sind denen man aufwarten muß, um zu le=
Wie will man das mitten unter solchen Reden,
an führt und hört, und diesem Gevattergeklatsch:
: war der Boulevard allerliebst. Habt Ihr den
n Murmelthierjungen gehört, er spielt schar=
. Herr so und so hat das schönste graugeapfelte
ınn, das man sich nur denken mag. Die schöne
ım N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt
denn mit fünf und vierzig Jahren noch einen
t Aufsatz? Die junge so und so ist mit Diaman=
:deckt, die ihr wenig kosten — Ihr wollt sagen,
r viel kosten — Nicht doch! — Wo habt Ihr
ehen? — Beim verlornen und wiedergefunde
rlequin. Die Scene der Verzweiflung ist ge=
worden wie noch niemals. Der Polichinelle
oire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele
ıme die und die hat auf einmal zwey Kinder ge

kriegt. So kann doch jeder Vater zu dem Sei
greifen.... Und das nun alle Tage zu sagen, i
zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen u
großen Dingen führen?

Ich.

Nein! man schlösse sich lieber auf sein Da
chen, tränke Wasser, speis'te trocknes Brot und
sich selbst.

Er.

Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth
Und sein ganzes Daseyn an etwas Ungewisses w
und der Name den ich führe, Rameau! Rame
heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit T
ten, wie mit dem Adel der sich fortpflanzt und
Herrlichkeit wächs't, indem er vom Großvater
Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zu
kel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Ford
von Verdienst an seinen Abkömmling mache.
alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren N
baume, aber was schadet das? Mit dem Talen
ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters
halten, muß man geschickter seyn, als er, man
von seiner Faser geerbt haben. Die Faser i
ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt,
Bogen rührt sich und der Topf siedet, ist's
Ruhm, so ist's Bouillon.

Ich.

An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur
seyn, ich versuchte.

Er.

Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich
var noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum er=
ten Mal sagte, was hast du, Rameau? Du sinnst?
Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht
haben, oder machen, woran sich die Welt entzückte ...
Nun denn; so blase und rühre die Finger, schneide das
Rohr zu, so gibt es eine Flöte. Ich ward älter und
viederholte die Reden meiner Kindheit, und noch im=
ner wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons
bleibt mein Nachbar.

Ich.

Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er.

Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft
von Memnons Bildsäule standen viele andre, gleich=
falls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab
einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch?
Voltaire, und der Dritte? Voltaire, und der Vierte?
Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Hasse,
Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias,
mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsaus=
druck, noch Figur hat; aber der fühlt, bei Gott! der
Gesang hat, und Ausdruck. Das ist nun wohl eine
kleine Zahl Memnons. Das übrige will nicht mehr
heißen, als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt.
Auch sind wir übrigen bettelhaft, so bettelhaft daß es
eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine
schreckliche Sache. Ich sehe es kauernd, mit lechzendem

Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft, aber es verkältet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht gut unter dem Fasse, und doch ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach ich war schon einmal so ungeschickt, ich reis'te durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich.

Unter dem löcherigen Faß?

Er.

Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verschwendrischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musicirte wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne, di Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler m einem starken Wechsel. Die wunderliche Creatur v warf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflu Der Mittelsmann sagte, warum betrübt Ihr E so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leich

zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr
htet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für
elbigen Preis. Gesagt gethan. Der Mittelsmann
ilt den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau.
Wechsel wird fällig, der Jude läßt ihn protestiren
weigert die Zahlung. Denn der Jude sagte zu
selbst: Niemals wird dieser Mann sich zu sagen
rstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel be-
und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht
te er den Kuppler: Diesen Wechsel von wem habt
ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld ge-
t? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert?
Nein! — Habt Ihr mir Dienste geleistet? — Nein!
davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel
rzeichnet und werdet bezahlen — Ich habe ihn
t unterzeichnet — So wäre ich also ein Verfäl-
? — Ihr oder ein andrer dessen Werkzeug Ihr
— Ich bin ein Schuft, aber Ihr seyd ein Spitz-
. Glaubt mir und treibt mich nicht auf's Aeußer-
Ich gestehe sonst alles. Ich entehre mich, aber
richte ich zu Grunde .... Der Jude verach-
die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze
hichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden bei-
eschimpft und der Jude zu Zahlung des Wechsels
ammt, dessen Summe man zum Besten der Ar-
verwendete. Da trennte ich mich von ihm und
hieher.

Was sollte ich thun? denn ich mußte vor Elend
ommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorschläge

gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder für's Theater, noch für's Orchester. Bald wollt' ich mir ein Bild mahlen lassen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater dem Apotheker, hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen mich mit den Gassensängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am schlimmsten gemacht haben. Unsre Uebungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verscheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zuwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.)

Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drey oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich.

Das ist schwer.

Er.

Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, Mich, indessen zu Monmartre vielleicht in einer Mühle, ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle, dort gehörst du hin!

Ich.

Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er.

Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo

alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwey gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Reaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischer, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger, das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drinn, aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben: denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung die mir immer gegenwärtig ist; so finde ich daß es keine gute Ordnung sey, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufels-Einrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen andre, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung in der uns das Bedürfniß hält das allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein andrer, er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich.

Was sind denn Positionen?

Er.

Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich.

So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verschiednen Pantomimen der Menschengattung?

Er.

Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen die ich andre nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen.

(Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen, er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn, fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da, es ist gethan, er gibt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter! er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen, er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarutzer und Dürftigen.

(Die Thorheiten dieses Menschen, die Mährchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt.

Das sind drey Kramläden, wo ich mich mit läd
Masken versehe, die ich den ernsthaftesten P
auf's Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon i
Prälaten, einen Satyr in einem Präsident
Schwein in einem Mönche, einen Strauß i
Minister, eine Gans in seinem ersten Secret

Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu
Manne, gibt es auf dieser Welt viel Dürftige,
kenne niemand, der sich nicht zu einigen S
Eures Tanzes bequeme.

Er.

Ihr habt Recht. In einem ganzen Kö
gibt es nur Einen Menschen, der grad vor
geht, den Souverän, das übrige alles nim
sitionen.

Ich.

Der Souverän? und dabei ließe sich d
noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht,
von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ei
Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gl
zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen
braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Posi
Vor seiner Geliebten nimmt der König eine
an, und vor Gott macht er seinen Pantomime
Der Minister macht den Schritt des Hofman
Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers
nem König. Die Menge der Ehrgeizigen tan
Positionen auf hundert Manieren, eine ver
als die andern, vor dem Minister. Der v

Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er.

Das tröstet mich.

(Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen, z. B. als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels, den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der General-Contrôle.)

Ich.

Das heißt vortrefflich ausführen, aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist, der Philosoph der nichts hat und nichts verlangt.

Er.

Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er, bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich.

Nein. Diogen, der über die Bedürfnisse spottete.

Er.

Aber man will gekleidet seyn!

Ich.

Nein. Er ging nackt.

Er.

Manchmal war es kalt in Athen.

Ich.

Weniger als hier.

Er.

Man speiste.

Ich.

Ganz gewiß.

Er.

Auf wessen Kosten?

Ich.

Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er.

Schlechte Tafel.

Ich.

Sie ist groß.

Er.

Aber übel bedient.

Ich.

Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er.

Aber bekennt nur, daß die Industrie unsrer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker, ein weniges von dem hrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte uer Diogen wohl keine störrischen Organe besitzen?

Ich.

Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehmals, vas jetzt unsre Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er.

Da hab' ich Euch! Diogen hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, venigstens vor Lais oder Phryne.

Ich.

Da betriegt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten ehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er.

Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich.

So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich u finden.

Er.

Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich.

Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen

Er.

Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gu
ein warmes Kleid im Winter, ein kühles
Sommer und mehr andre Dinge, die ich li
Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit
mag.

Ich.

Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Viel
Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er.

Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon
standen.

Ich.

Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebe
Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des
das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So t
die schlechte Pantomime, Ihr habt sie geta
werdet sie tanzen.

Er.

Es ist wahr, aber es hat mich wenig geb
deßwegen wird mich's künftig nichts kosten,
halb thät' ich übel einen andern Gang anzu
der mir beschwerlich wäre und in dem ich nich
ren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da
greif' ich erst, daß meine arme kleine Frau
Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe.
mal fehlte es uns an Brot, wir hatten kein
nig, und manchmal waren fast alle unsere K
ten von Werth verkauft. Ich hatte mich an

worfen, da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu
iden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht
iedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich
r's Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine
achtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch ge-
rt! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie
it. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht,
iß man Euch bewundre. Entwickelt Euer Talent,
ure Reize, entführt, überwindet. Wir kamen an,
: sang, sie entführte, sie überwand. Ach! ich habe
e arme kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte
: ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hin-
n, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut,
Jangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles
m Modeliren. Früh oder später hätte sie einen Ge-
:ralpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften,
h Gott was für Hüften!

(Und nun machte er den Gang seiner Frau nach,
:ine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit
m Fächer, er schwänzelte, es war die Caricatur unse-
r kleinen Coquetten, so neckisch und lächerlich als
öglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:)

Ueberall führte ich sie hin, in die Tuillerien, in's
alais Royal, auf die Boulevards. Es war unmög-
), daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie
er die Straße ging, mit freien Haaren und niedli-
em Jäckchen, Ihr wäret stehn geblieben sie zu bese-
n, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne
: zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und

sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los und jeder blieb betroffen stehn. Denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen.

(Nun schluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröst' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich.

Vor Schmerz?

Er.

Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist. Ich muß in die Oper.

Ich.

Was gibt man?

Er.

Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten gibt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilft's! Quis-

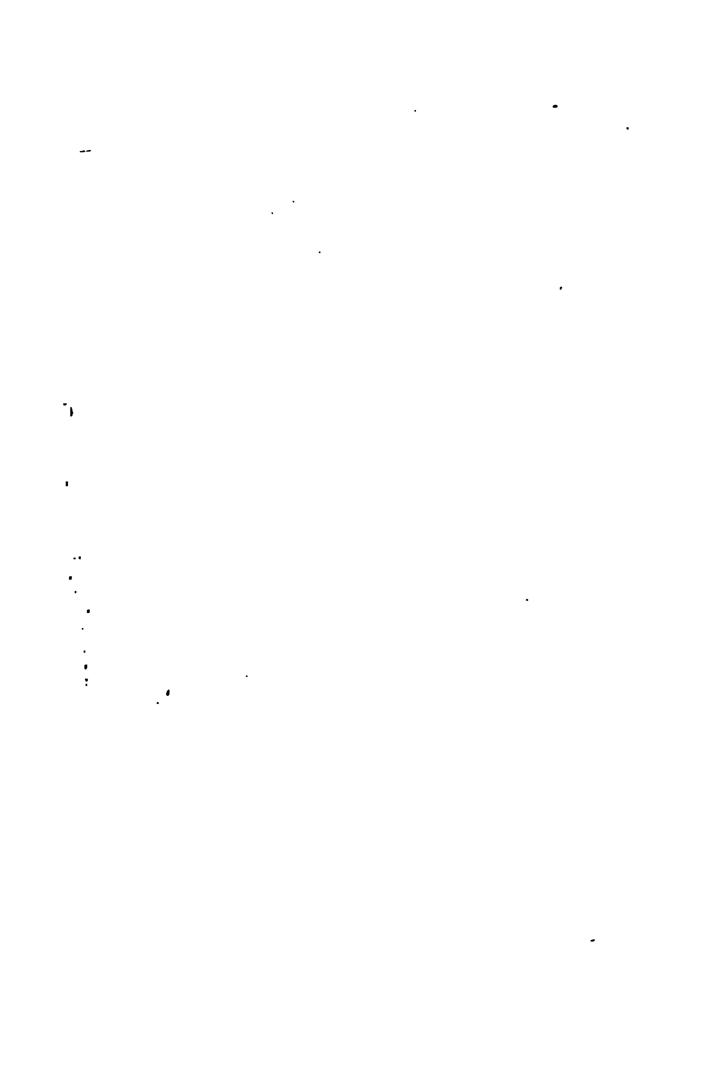
que suos patimur manes. Aber es ist halb Sechse. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Tannaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl. Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe?

Ich.

Ja wohl, unglücklicherweise.

Er.

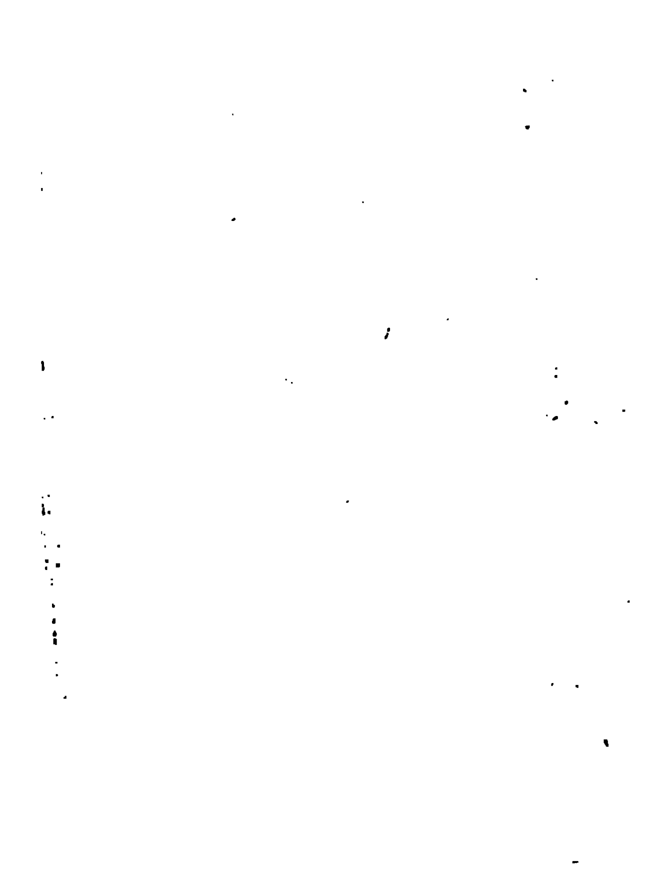
Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht, wohl, der zuletzt lacht.



Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog Rameau's Neffe erwähnt wird.



Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr in's Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinell's Eifersucht erregte, zugleich ein guter Clavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm, als Mathematiker, niemals streitig gemacht worden, als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Theilnahme an dem

was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten zilldemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in die Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper les Troqueurs sich dem Italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard sonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein Deutscher oder Brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seine

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinell's Eifersucht erregte, zugleich ein guter Clavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

d'Alembert.

Geb. 1717. 1783.

Ihm ist sein Ruhm, als Mathematiker, niemals streitig gemacht worden, als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensbewegung mit ähnlich Gesinnten, durch ernste Theilnahme an dem

was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Wert hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in die Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper les Troqueurs sich dem Italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard sonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr ekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von ominge und Euphemien, worin der fürchter- he Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und ▯nchskutten den Mangel des großen furchtbaren ▯gischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein Deutscher oder Brabantischer Edelmann, der lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner

Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er w
sie nicht allein durch andre genießen, sondern er st
sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg,
zuüben. Ja seine Bemühungen und seine Con
allgemein gekannt und besucht, konnten sich eine
Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren
welchem Sinne denn auch Diderot hier auf diese
anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1713. Gest. 1780.

Apostel des halbwahren Evangeliums der Na
mung der Natur, das allen so willkommen ist,
bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen was dahi
liegt sich nicht bewußt sind. Warum er hier als H
ler gescholten wird, davon wissen wir keine Re
schaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1717. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der
ßen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und E
gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung u
Seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt,
durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls
Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch
für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen m
und solle.

auch hier wie überall behauptet das Glück
jestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßi-
enig als der Trefflichen an, als wenn es ihm
ıde einmal beliebt.

Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßi-
ın, mußte so manchen Seinesgleichen in der
e sehen, die ungeachtet einer, freilich nur vor-
nden, Gunst des Hofes für ihn unerbittlich

im Dialog erzählte Anekdote drückt das Ver-
ehr geistreich aus.

Bouret.

reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Di-
e Posten war und ein ungeheures Vermögen
Gunst des Hofes und der Großen, denen er
l ein Hündchen abtreten konnte, zusammen

weder sein Glück, noch seine Erniedrigungen,
Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor
rgang schützen, da er in sich selbst kein Maß
) sein Geist im Ausgeben noch gewandter
rnehmender war, als im Erwerben.

ıute königlich einen Pavillon nur um den
er alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der
Gegend besuchte, bewirthen zu können, und
als Nebensache, bei einer durchaus kostspie-
ıngsweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch

er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig der XV unvermuthet starb, und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Moliere, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publicums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Do-

Dorat.

Geb. 1736. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören, und es ist niemanden zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde für's Theater zu arbeiten bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt seyn muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben war; allein sein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgesetzt und befand sich in dem traurige-

Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte.

(Siehe Mariveaux.)

D u n i.

Geb. im Neapolitanischen d. 9 Februar 1709. Gest. den 11 Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art das Publicum zu unterhalten, sich darneben stellte. Indessen die große Französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag, eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seyen. Diese eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in

ein großes Aufsehen und erregten Parteyen für
der sich.

ni, der sich in Italien an der buona figliola
geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre
eux de son modèle, und später das Milch-
jen, das auch auf dem Deutschen Theater
nische Oper beinahe zuerst einführte. Jene
Stücke des Duni waren in Paris völlig im
, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dia-
rieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden,
rüher zur Partey der heitern Productionen ge-
t und so weissagte er auch Rameau's Unter-
urch den gefälligen Duni.

Fréron. (Väter).

eb. zu Quimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

t Mann von Kopf und Geist, von schönen Stu-
id mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er
s einsah, alles zu übersehen glaubte und als
alist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf.
ite sich besonders durch seine Opposition gegen
re bedeutend zu machen, und seine Kühnheit
sem außerordentlichen, hochberühmten Manne
ersetzen, behagte einem Publicum, das einer
hen Schadenfreude sich nicht erwehren kann,
vorzügliche Männer, denen es gar manches
schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich, von
dern Seite, einer strenge behandelten Mittel-

mäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Theil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche Französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin auf's Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er

ach in diesem Falle das Publicum mit immer neuen
nd überraschenden Späßen, griff den Journalisten
igleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr
ächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Fréron
erlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich
enn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf
e Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben
nd verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömm-
ng Mühe hat, sich von dem was der Mann leistete,
nd was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu
achen.

G e s ch m a c k.

„Der Geschmack, sagt er... der Geschmack ist ein
ing... bei Gott ich weiß nicht zu was für einem
ing er den Geschmack machte, wußte er es doch selbst
cht."

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute
cherlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das
Wort Geschmack immer im Munde führen und manche
deutende Production, indem sie ihr den Mangel an
eschmack vorwerfen, heruntersetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahr-
nderts das Wort G e s ch m a ck noch nicht allein, sie
zeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere
estimmung. Sie sagten ein böser, ein guter Ge-
mack und verstanden recht gut, was sie dadurch

bezeichneten. Doch findet man schon in einer
doten= und Spruchsammlung jener Zeit das g
Wort: „die Französischen Schriftsteller besitzen
nur feinen Geschmack.“

Wenn man die Französische Literatur von
an betrachtet, so findet sich, daß das Genie scho
sehr viel für sie gethan. Marot war ein tre
Mann, und wer darf den hohen Werth Monta
und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kop
sein Gebiet in's Unendliche auszudehnen. Si
men gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöp
kreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollko
zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt a
solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich de
stand nicht durchaus genöthigt die Segel zu st
erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe,
ihnen noch etwas anhaben kann; so entsteht
ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man
vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wen
die Elemente, woraus sie bestehn sollen, recht
lich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Du B
den sie gar nicht mehr, oder nur mit Vera
nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war
und Weltmann, und schrieb zahllose Alexan
Wir Deutschen, die wir die Zustände jener
aus einem andern Gesichtspuncte ansehen, fühl

ln bewegt, wenn wir in seinen Werken, be-
ihn als den Fürsten der Französischen Dich-
, die sämmtlichen Elemente der Französischen
:ilich in wunderlicher Mischung, beisammen-
Er behandelte wichtige, bedeutende, breite
:de, wie z. E. die sieben Schöpfungstage,
Gelegenheit fand, eine naive Anschauung
und mannichfaltige Kenntnisse, die er sich
thätigen Leben erworben, auf eine darstel-
ihlende, beschreibende, didaktische Weise zu
ı bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten
leichen daher sämmtlich gutmüthigen Paro-
sind, wegen ihres bunten Ansehens, dem
auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten
ßerst verhaßt, anstatt daß, wie der Chur-
Mainz das Rad, ein Französischer Autor
Tagwerke des Du Bartas irgend symbolirt
:n führen sollte.

t wir aber, bei einer aphoristischen Behand-
:er Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei pa-
)einen; so fragen wir, ob nicht die ersten
:rse des siebenten Schöpfungstages von Du
ıttrefflich sind, ob sie nicht in jeder Französi-
sterſammlung zu stehen verdienen, ob sie
Vergleichung mit manchem schätzenswerthen
:oduct aushalten? Deutsche Kenner wer-
eistimmen und uns für die Aufmerksamkeit
:e wir auf dieses Werk erregen. Die Fran-
' werden wohl fortfahren, wegen der darin

vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV Zeiten zur Reife gedeihende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keinesweges, bei Urtheilen über Producte des Geistes, von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wie fern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punct, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunct seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespear's und Calderon's! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehn sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deßhalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie

angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Classe Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige was andre denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectiv-Mahlerey und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren, was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des 17ten Jahrhunderts kam die Italiänische Oper nach Frankreich; Französische Dichter und Componisten machten bald darauf den Versuch sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Französischen Oper, die unter dem Namen Académie royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Consistenz gab.

„Von diesem Zeitpunct fing die Französische theatralische Musik an, durch mannichfaltige Verschiedenheiten, sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singender oder eigentlich psalmodischen Recitativs, der Ballete der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu

den weichern Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Execution sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der Französischen Kunstgeschichte bildete."

An dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, declamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Componisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der Französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweyer so glücklichen Talente zuschreiben.

Mariveaux.

Geb. Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem Französischen Theater.

Es gibt so viele Stücke die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die Französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondre Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann

auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter als er nicht den höchsten Kranz davon zu tragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der Französischen Theatergeschichte mannichfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist zeigt sich auch. Unmöglich ist es die Gunst der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zu-

rückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufn
erwartet, sieht einem unglücklichen Alter ent
wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen
Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marivaux; er
sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nic
sten, zeigte sich übellaunig, und wird hier um
willen von Diderot verspottet.

M o n t e s q u i e u.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geist
Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'
bert angeführt worden.

Durch seine lettres persanes machte sich Mo
quieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, wel
hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glück
Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel
reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine
tion auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten
terien aufmerksam zu machen, und schon ganz
lich kündigt sich der Geist an, welcher den Espri
loix hervorbringen sollte. Weil er sich nun ab
diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hü
dient, so will man ihn denn auch nur, da er sie
abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitr
ßere Verdienst halbkennerisch ablängnen.

Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gespräches handelt von Musik, und es ist nöthig hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweyerlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbstständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuern Musik und aus dem Gewirr parteyischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren

und sie besteht bis auf den heutigen Tag. D
liäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der g
sten Melodie befleißigen, er wird sich an dem
menklang, an der Bewegung, als solchen, ergö
wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn, u
was dieser an gehaltenen, oder schnell auf e
folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem W
leisten kann, auf die glücklichste Weise herv
und so das gebildete Ohr seiner Landsleute en
Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgeh
nem Text, da er zum Gesang doch einmal W
ben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partey hingegen hat mehr od
ger den Sinn, die Empfindung, die Leid
welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; m
zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame
nien, unterbrochene Melodien, gewaltsame
chungen und Uebergänge sucht man auf, um de

einen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigen-
chaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß
ie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde
nd nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er
vohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit
er Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Be-
eutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja,
aben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen
Paesiello durch einen ausdrucksvollern Componisten
erdrängt gesehen, eine Begebenheit, die sich in Pa-
is immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr
er Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrach-
ete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich
estehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und
bte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte,
bhaft aus, da sie denn bei einer, dem Deutschen wohl
emäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem
ohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüch-
ig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann
iniges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten,
 müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwie-
igkeit der Standpunct, auf welchem sich Diderot be-
ndet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren
ie sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonder-
are, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt

und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vorlesung seiner eigenen Stücke, in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sich's mit der Mahlerey. Durchaus war das Fratzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden, trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte.

Sie fielen daher sämmtlich drauf, das was sie Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegen zu setzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu die-

er letzten Partey und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses neue bewegliche jenes alte verhaßte starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten Französische Komponisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

---

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die Französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehn, das sie nicht los werden. Will

man billig seyn, so darf man ihn unter die
Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Vers
Klarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen S
aber gerade diese Menschen sind es, die sich n
Anmaßung schuldig machen. Denn indem si
nach einem gewissen, kleineren Maßstabe mess
fehlt ihnen der Sinn für's Außerordentliche, i
dem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht
werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Ve
besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. E
griff sich Palissot an Rousseau, und es dient
sern Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Urs
an, zu gedenken. König Stanislaus erricht
Nancy Ludwig dem XV eine Statue. Am F
Weihung, den 6ten November 1755, sollte ei
analoges Theaterstück gegeben werden. Paliss
sen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erw
ben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Ansta
daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu
edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutz
sen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurze
gorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur ges
los zu werden, worauf er hingegen ein Schau
stück, der Zirkel, folgen ließ, worin er das
seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag
Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke üb
bene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönner
gelehrte Frauen und dergleichen Personen, der

ıicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft
Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches ha-
gen, wird hier bis in's Abgeschmackte übertrie-
:gestellt, anstatt daß es immer schon dankens-
ſt, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge,
:höne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rech-
d Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf
ıte Weise geschieht.
:rhaupt gehört nichts weniger auf's Theater,
eratur und ihre Verhältnisse. Alles was in
Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine
'rage aus demselben vor den Richterstuhl der
en und staunenden Menge gebracht werden
Man berufe sich nicht auf Molière, wie Pa-
nd nach ihm andre gethan haben. Dem Genie
ts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein
ıandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von
ie wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche
:rplumpt. Mit wie leichter Hand Molière
hen Gegenstände berührt, wird nächstens an-
zu entwickeln seyn.
ht genug, daß Palissot seine literarischen Zunft-
dten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch
ızenbild Rousseau's auftreten, der sich zu
eit, zwar parador aber doch würdig genug, an-
gt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses
:dentlichen Mannes den Weltmenschen auffal-
nte, ward hier, keineswegs geistreich und hei-
ındern täppisch und mit bösem Willen vora-

ganzes Leben. Die Gesellschaft genie= und ta
cher Menschen, die man unter dem Namen
losophen oder Encyklopädisten bezeichnete, h
schon gebildet und d'Alembert war ein bede
Glied derselben. Er fühlte was ein solcher
an einem solchen Tage, bei einer solchen Gele
für Folgen haben könne. Er lehnte sich m
Gewalt dagegen auf; und ob man gleich P
nicht weiter beikommen konnte, so ward er
ein entschiedener Gegner jener großen Soci
handelt, und man wußte ihm auf mancherle
das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb
seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbünd
zahl außerordentlicher Männer, wegen dessen
waren und was sie wollten, viele Widersacher
mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und sch
Lustspiel, die Philosophen, worüber der

Werke alle die übrigen enthalten. Denn der
er in sich selbst eins und rund ist, kann auch in
erken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.
waren auch Palissot's Philosophen nur eine
tion jenes Feststückes zu Nancy. Er geht
er er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter
er eines gewissen Zustandes erblickt er kei-
, worauf es im allgemeinen ankommt, und
f ein beschränktes, leidenschaftliches Publi-
augenblickliche Wirkung hervor.
en wir uns höher, so bleibt uns nicht ver-
aß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und
aft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt
: denn sie wirken auf alle vorhandenen Men-
nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des
erts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger,
er Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der ge-
nn erschrickt über die falsche Anwendung hö-
ximen, wenn man sie mit der rohen Wirk-
mittelbar in Verhältniß bringt.
m haben alle zurückgezogenen, nur für ein
Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein
Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie
nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr
wenden, einen großen Werth legen, und er-
em, der die Bemühung nicht zu schätzen oder
Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt,
hsicht zu haben weiß, als übermüthig, gril-
nd eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden, und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drey Acte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Kreise der Französischen Komödie. Nichts ist neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackrer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Classe setzen könnte.

Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betriegt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genug

same Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur in's Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem Letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst h, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versifica- ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine reiche Wendung, durchaus aber ist der Apell an Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verch.

Die Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte hrieb, gibt über die damaligen Verhältnisse de- Aufschluß. Wir übersetzen daher ein Paar sei

ner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist, eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen, und untersuchen, ob Ihr gerecht seyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keinesweges in's komische Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der

ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel
mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt.
Sein Buch über die Sitten ist keinesweges ein schlech-
tes Buch, besonders es ist das Buch eines rechtschaf-
fenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren ha-
ben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht.
Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn
niemals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich
und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch
die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der En-
cyklopädie als das schönste Denkmal, das man zu
Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es be-
finden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein
von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von
Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen an-
ern Personen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu
nken, sich ein Vergnügen machten an diesem Werke
arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin
d vielleicht sind die meinigen darunter; aber das
te überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz
ropa wünscht die Fortsetzung der Encyklopädie. Die
n Bände sind schon in mehrere Sprachen über-
. warum denn auf dem Theater sich über ein
k aufhalten, das zum Unterricht der Menschen
um Ruhm der Nation unentbehrlich ist? —

Ihr macht mich rasend, . . . Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse mache, wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, so alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unsterbliches Werk untern[illegible]en, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drey bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. [illegible] machet sie, da sie sich schon sub gladio befi[illegible] Ihr sagt

mir: Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. Sey's; aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. —. Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als 12 Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lametrie, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kircheng-schichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zu

sammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben i
in die Hände eines Fürsten fallen, eines Minist
einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. S
hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu lesen,
nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Gest. 1773.

Piron war einer der besten, geistreichsten G
schafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich
heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die Französischen Kritiker beklagen sich, daß
bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug
fahren. Man hätte, meinen sie, manches davon
Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lä
lich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bi
aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angeh
und die kein Bibliothekar zu verbannen das R
hat; warum will man uns die Uebungsstücke, die g
reichen und leichten Compositionen eines guten K
vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es,
durch man Piron am ersten liebgewinnt. Er wa
trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer
vinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris
kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst
wickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das J

:t anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen kön=
Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten im=
:was wegzuwünschen.
ir läugnen nicht, daß er uns da fast am meisten
sirt, wo er sein Talent zu äußern Zwecken ge=
:ich zum besten gibt. Wie Gozzi, obgleich nicht
lcher Macht und in solcher Breite, nimmt er
)rängter oder beschränkter Theater an, arbeitet
, macht ihnen Ruf und ist vergnügt etwas Un=
'etes geleistet zu haben.
an weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf
nander gesondert waren; jedes Theater hatte
timmtes, umschriebenes Privilegium auf diese
ne Darstellungsart. So erlangte noch ein Künst=
a alle übrigen Formen schon vergeben waren,
laubniß Monodramen im strengsten Sinne auf=
en. Andre Figuren durften wohl noch auf dem
:r erscheinen, er aber allein durfte handeln und
Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit
Dank sey es den Herausgebern, daß wir diese
gkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen
)riftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.
:ch in den Vaudeville=Stücken zeigte sich Piron
'istreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Me=
deren erster Text mit dem neuen Text in einem
)en Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich
ine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.
unglücklich es nun auch Piron im Anfange
daß er das ekle Publicum durch keines seiner

sen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Er
und noch lange Jahre nachher, fortdauernd
wurde. Man setzte es den Molière'schen an
mit denen es sich denn doch auf keine Wei
kann. Doch kommt man freilich, nach und n
in Frankreich auf die Spur, dieses Stück na
wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen
als einen Mann wie Piron zu rangiren, der
vorzüglichen und gerade seiner Nation zu
Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu
übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend a
trisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht
ihn aus seiner Vaterstadt zu fliehen und
Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. S
bundenes Wesen verläugnete er nie ganz, sei
ten, oft egoistischen Ausfälle, seine treffen
gramme, Geist und Heiterkeit, die ihm du
Gebote standen, machten ihn allen Mitleb

nen, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.“

(Siehe Geschmack.)

Poinsinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es gibt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei, sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der Französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

---

gen genau zusammen und ist geschickt, unser
die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

Die theoretischen Werke Rameau's haben
derbare Schicksal, daß sie ein großes Glück
ohne daß man sie gelesen hatte, und man
jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'
sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verf
Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die L
dadurch vernichtet werden, und wir werden u
stalt entschädigt finden, daß wir sie keineswege
sen. Diese verschiedenen Werke enthalten nicht
noch Nützliches, als das Princip des Grundbass
es ist kein kleines Verdienst einen Grundsa
er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen
dazu kaum zu bequemen schien, und die Re
gestalt erleichtert zu haben, daß man das
der Composition, wozu man sonst zwanzi
brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten

isters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr neau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unziemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schter Musik und schlechten Musikern überschwemmt weil jeder schon glaubte alle Feinheiten der Kunst usehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erzung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt e.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das sche Theater über die gemeinen Breter erhuben. hat kühn den kleinen Cirkel der sehr kleinen Musik chbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker seit dem Tode des großen Lulli, immer herumgen, daß, wenn man auch ungerecht genug seyn te, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzuchen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Mu- in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu wickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger ten die Rosen.

Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir nt, nur schlechte Texte componirt zu haben; denn n dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte; so te man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, en zu können. Wollte man denn lieber, daß er

ne Schuld, daß er schlechte Texte bearbeite
man kann zweifeln, daß er bessere genugsam i
gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten de
und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gle
von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen i

Man muß in Herrn Rameau ein sehr gr
lent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingend
eine große Kenntniß harmonischer Umkehrun
aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; m
ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen
nen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren,
schönern und seine eigenen auf vielfältige W
zudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigk
zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruch
mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ei
erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer
Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang

habt das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen; so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich

nicht aufhört zu kratzen.

Ein andrer, noch stärkerer Grund gege
ladenen Begleitungen ist, daß sie gerade d
theil von dem bewirken, was sie hervorbring
Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauer
mer festzuhalten, so theilen sie solche um
stören. Ehe man mich beredet, daß drey
Motive, durch drey oder vier Instrumente
der gehäuft, etwas Lobenswürdiges seyen,
man mir erst beweisen, daß drey oder vier
lungen in einer Komödie nöthig sind. All
liebten Feinheiten der Kunst, diese Nacha
diese Doppelmotive, diese gezwungenen B
Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer,
des schlechten Geschmacks, die man in die K
weisen soll, dort mag ihre letzte Zuflucht sey

Um schließlich nochmals auf Herrn R
kommen, so denke ich, niemand hat besser

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem
l dem Deutschen Publicum übergeben, ist wohl un=
die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen.
ne Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm
er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vor=
liches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten
n sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst
s trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Unter=
ung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen,
en wohl den Jacques le fataliste nicht gelesen;
auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie
klich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit
ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man
hte übrigens als Schriftsteller von ihm denken,
man wollte, so waren doch Freunde und Feinde
n einverstanden, daß niemand ihn, bei mündli=
Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist,
nnichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine
prächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen
theil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man
er mehr bewundert, je mehr man damit bekannt
d. Die rednerische und moralische Absicht desselben
nannichfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Gei=
auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem
zen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wo=
denn ihre Patrone keineswegs geschont werden.

So heterogen dieses letzte Ingrediens zu d
gen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der de
zen Halt und Würde gibt: denn indem sich
Person von Rameau's Neffen eine entschieden
gige, zu allem Schlechten auf äußern Anlas
Natur ausspricht, und also unsere Verachtung
gar unsern Haß erregt; so werden doch diese
dungen dadurch gemildert, daß er sich als e
ganz talentloser, phantastisch=praktischer Musi
nifestirt. Auch in Absicht der poetischen Com
gewährt dieses, der Hauptfigur angeborne T
nen großen Vortheil, indem der als Repr
aller Schmeichler und Abhänglinge geschilder
ganzes Geschlecht darstellende Mensch nun
Individuum, als besonders bezeichnetes We
ein Rameau, als ein Neffe des großen Ram
und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegte

selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich
und durchgedacht, als erfunden. Ja selbst die äu=
n Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht fol=
urften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußt=
Möge dem Besitzer des Französischen Originals
en, dem Publicum auch dieses baldigst mitzuthei=
als das classische Werk eines abgeschiedenen, bedeu=
n Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger
ührter Gestalt hervortreten.
ine Untersuchung zu welcher Zeit das Werk wa hr
lich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht
nrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palis=
, die Philosophen, wird als von einem erst
enenen oder erscheinenden Werke gesprochen,
es Stück wurde zum ersten Mal den 2ten Mai
in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer sol=
öffentlichen, persönlichen Satyre mag auf Freunde
Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug ge=
t seyn.
In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Miß=
nde, theils durch Flugschriften, theils vom Thea=
herab, andern zu schaden gedenken. Allein wer
von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird,
die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist
rzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts
hen. In Deutschland haben sich vor der persön=
t Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Schein=
enst zu fürchten. Alles ächte, es mag angefochten
en, wie es will, bleibt der Nation im Durch=

schnitt werth, und man wird den geschritte[illegible] wenn sich die Staubwolken verzogen haben, [illegible] vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und [illegible] keit sein Verdienst zu steigern, wenn er von [illegible] tion früher oder später begriffen seyn will; [illegible] er dieß auch um so gelassener abwarten, weil [illegible] unzusammenhängenden Zustande unsres Vater[illegible] jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seine[illegible] se, seinem Zimmer ungestört fortleben und [illegible] kann, es mag draußen übrigens stürmen wie [illegible] Jedoch in Frankreich war es ganz anders. De[illegible] zose ist ein geselliger Mensch, er lebt und [illegible] steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es [illegible] Französische, bedeutende Societät in Paris, [illegible] sich so viele angeschlossen hatten, die von so [illegible] Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lasse[illegible] mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich [illegible] stellt und an dem Orte ihres Lebens und Wi[illegible] cherlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde [illegible] gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer [illegible] erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, [illegible] fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: [illegible] Grundsätze, wornach es geschehen kann, wer[illegible] mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nic[illegible] Uebung und Studium allein können wir dazu [illegible] gen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen [illegible] jedem sein eigenes Gewissen den voll[illegible]

, und jeder findet es behaglich diesen nicht
elbst, sondern an einem andern anzulegen.
sieht man besonders Literatoren, die ihren
vor dem Publicum schaden wollen, ihnen
ie Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Ab-
nd wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen
fen. Der eigentliche Gesichtspunct, was ei-
talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet,
ruckt, und man zieht diesen, zum Vortheile
und der Menschen, besonders Begabten vor
emeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor
ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder,
ısgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrig-
ordern hätten. Niemand gehört als sittlicher
der Welt an. Diese schönen, allgemeinen
gen mache jeder an sich selbst, was daran
ichtige er mit Gott und seinem Herzen, und
was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er
chsten. Hingegen als das, wozu ihn die Na-
ders gebildet, als Mann von Kraft, Thätig-
ist und Talent gehört er der Welt. Alles
che kann nur für einen unendlichen Kreis
und das nehme denn auch die Welt mit
ı und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey,
einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.
ssen kann man nicht läugnen, daß sich nie-
en des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen
n des Geistes und Körpers auch Vorzüge der
ıd des Herzens gesellt zu finden; und dieser

durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sey nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern Französischen Streitern zurückkehren, daß, wenn Palissot nichts versäumte seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels der Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß die faux généreux des Le Bret, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackrer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen, allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Dessessarts, du Deffant, Mademoiselle d'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosen-Kenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Starb im 80sten Jahr.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweydeutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwey Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und machte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannichfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind

hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als di[e] andrer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleich[t] nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch ge[ord]nung gereiht, zu heiterer Uebersicht hieher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Natu[r]rell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, gute[r] Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reich[-]thum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Gra[-]zie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Deli[-]cates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäuße[-]rungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Voll[-]endung in der Ausführung, streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt je[-]ner von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der Franzö[-]sischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher

höchst

höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpuncte gewinnen, um gewisse Regionen Deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine Deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Diderots Versuch über die Mahlerey.

Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geständniß des Uebersetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhangende Abhandlung zu schreiben? eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtiget, ihn so gut man nur konnte geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demselbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört, und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Ueberzeugung aus, vielleicht [illegible] etwas nur

halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigne Vorstellung, unser eignes Gefühl, durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich, das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für dießmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft, man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweyseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege so wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sey noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Daher mag es kommen! Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und so ist auch diese Uebersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

terhalte mich mit ihm auf's neue, ich table ih
er sich von dem Wege entfernt, den ich für
ten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zu
treffen, ich eifre über seine Paradoxe, ich ergö
an der Lebhaftigkeit seiner Ueberblicke, sein
reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich
freilich das letzte Wort, da ich mit einem abge
Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst! Ich
daß diese Schrift schon vor dreyßig Jahren ge
ist, daß die paradoxen Behauptungen vorsätzl
pedantische Manieristen der Französischen S
richtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr statt fi
daß diese kleine Schrift mehr einen historische
ger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewa
seine Grundsätze, die er mit eben so viel G
rhetorisch sophistischer Kühnheit und Gew

als theoretische Grundmaximen fortspuken, und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner, in gewissem Sinne schon veralteten, Schrift, sondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherey, zwischen Kunst und Natur hinschleifen, und eben so wenig geneigt sind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Gränze zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken, und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ergeben sind, bei allen, denen es Ernst ist, befestigen helfen!

Erstes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichn

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Je
„stalt, sie mag schön oder häßlich seyn, hat il
„sache, und unter allen existirenden Wesen ist
„das nicht wäre, wie es seyn soll."

Die Natur macht nichts Inconsequentes, je
stalt, sie sey schön oder häßlich, hat ihre Ursach
der sie bestimmt wird, und unter allen orga
Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht wä
sie seyn kann.

So müßte man allenfalls den ersten Parag
ändern, wenn er etwas heißen sollte. Didero
gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirre
mit er künftig, nach seiner Art, Recht behalte.
Natur ist niemals correct! dürfte man eher
Correction setzt Regeln voraus, und zwar Rege
der Mensch selbst bestimmt, nach Gefühl, Erfa
Ueberzeugung und Wohlgefallen, und darnach
den äußern Schein als das innere Daseyn ein
schöpfes beurtheilt; die Gesetze hingegen nach
die Natur wirkt, fordern den strengsten, innern
nischen Zusammenhang. Hier sind Wirkunge
Gegenwirkungen, wo man immer die Ursa
Folge und die Folge als Ursache betrachten

Wenn eins gegeben ist, so ist das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daseyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes, unbekümmert ob es schön oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu seyn bestimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in Einem Theile verletzt werden, sogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es seyn sollte, sondern was es seyn kann. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Sehet diese Frau an, die in der Jugend ihre „Augen verloren hat. Das allmähliche Wachsthum „der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie „sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das feh„lende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammen„gezogen. Die obern haben die Augenbraunen mit „fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig „hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Be„wegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe ge„zogen, und so sind alle Theile des Gesichtes gestört „worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem „Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr „aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval „eingeschlossen habe? glaubt ihr, daß der Hals völlig

„der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf diesen Mann,
„Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt
„nommen haben. Indessen die Knorpel des
„vorn aus einander gingen, drückten sich hin
„Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgewor
„Hände haben sich an den Gelenken des Arms
„ben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle
„haben den gemeinschaftlichen Schwerpunct
„der einem so verschobenen System zukam; d
„sicht hat darüber einen Zug von Zwang und
„seligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt
„der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne
„cken, wird euch antworten: es sind die Füß
„Bucklichten."

Vielleicht scheint manchem die vorstehen
hauptung übertrieben, und doch ist es im sch

r den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen,
zu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig
schaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu
un, als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind; je
llkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer
n Ursachen, desto zufriedener würden wir seyn.“

Hier kommen die Grundsätze Diderots, die wir
reiten werden, schon einigermaßen zum Vor-
in. Die Neigung aller seiner theoretischen Aeuße-
gen geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren,
tur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge
ß seyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzu-
en. Die Natur organisirt ein lebendiges, gleich-
tiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein
eutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler
scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der
chauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Ef-
, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen, im
nstwerke will und muß er das alles schon finden.
ie vollkommene Nachahmung der Natur ist in kei-
i Sinne möglich, der Künstler ist nur zur Dar-
ung der Oberfläche einer Erscheinung berufen.
s Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das
llen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht,
er Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen
iß uns glücklich macht, das Lebenvolle, Kräftige,
sgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewie-
sen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig ist, die Labyrinthe des organischen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch, so wie der Künstler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher, als in seinem Vaterlande herumwandelt, dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respect vor dem Künstler, er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne sich wechselsweise aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist die folgende Periode, ja noch

schlimmer, denn diese leidige, groß und schwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch consequent wäre. Ueberdieß kann sie auch der Physiolog nicht brauchen, denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor; der Patholog eben so wenig, denn sie ist nicht krankhaft, noch monstros, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber bräuchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen „des organischen Baues nicht kennen, und aus eben „dieser Unwissenheit uns an conventionelle Regeln „gebunden haben, so würde doch ein Künstler, der „diese Regeln vernachlässigte, und sich an eine genaue „Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer „Füße, kurzer Beine, geschwollener Knie, lästiger „und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang des vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zuziehen will. Er sagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deßwegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern

Einsicht, zu richten pflegen. Hier ist es, w
gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur
nen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor
ßig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie
tig besser kennen werden, wie tief wir in ihre
heimnisse dringen können? darnach hat der bil
Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteh
Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ga
im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl daß
Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, n
sey, und besonders im Gefühl was denn eigentli
eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt
nöthig sey; damit er sich nicht zu weit aus se
Kreise entferne, damit er das Unnöthige nicht
nehme und das Nöthige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahr
dert solcher Künstler, bilden durch Beispiel und L
nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeb
hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem G
und ihrer Hand entstehen Proportionen, For
Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den
darreichte; sie conveniren nicht über dieß und j
das aber anders seyn könnte, sie reden nicht mit
ander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte g
zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln au
selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr i
Natur des bildenden Genius liegen, als die g

re Natur die organischen Gesetze ewig thätig

t hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum
, unter welcher Nation, zu welcher Zeit,
se Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist
e nicht, ob man an andern Orten, zu andern
unter andern Umständen davon abgewichen
man hie und da etwas Conventionelles dem
ßigen substituirt habe; ja es ist nicht ein-
Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden
lgt worden sind? sondern man muß kühn be-
, daß sie gefunden werden müssen, und daß,
ir sie dem Genie nicht vorschreiben können,
von dem Genie zu empfangen haben, das sich
seiner höchsten Ausbildung fühlt, und seinen
gskreis nicht verkennt.

s sollen wir aber zu dem folgenden Perioden
Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüs-
ist parador hingestellt, um uns auf Paradore
eiten.

ie krumme Nase beleidigt nicht in der Natur,
lles zusammenhängt, man wird auf diesen
and durch kleine nachbarliche Veränderungen
:, die ihn einleiten und erträglich machen.
hte man dem Antinons die Nase, indem das
e an seinem Platze bliebe, so würde es übel
en. Warum? Antinons hat alsdann keine
e, er hat eine zerbrochne Nase."

dürfen wohl nochmals fragen: was soll das

hier bedeuten? was beweisen? und warum w
Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete
wird entstellt, wenn man die Nase auf di
biegt, und warum? weil die Symmetrie gestö
auf welcher die gute Bildung des Menschen
Von einem Gesichte, das im Ganzen versch
dergestalt, daß man gar keine Forderung einer
trischen Stellung der Theile an dasselbe macht
gar nicht die Rede seyn, wenn man auch vo
nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode, hier g
Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wi
„gehen sehen: er sey übel gemacht. Ja nach
„armen Regeln; aber nach der Natur be
„wird es anders klingen. Wir sagen von ein
„tue: sie habe die schönsten Proportionen.
„unsern armen Regeln, aber was würde die
„sagen?"

Mannichfaltig ist die Complication des
Schiefen und Falschen in diesen wenigen
Hier ist wieder die Lebenswirkung der organisc
tur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich
merlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht
weiß, und dadurch ihre lebendige, productive
auf das kräftigste beweis't, der vollendeten Ku
gegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel ke
sprüche auf lebendige, productive und repr
Realität macht, sondern die Natur auf dem

sten Puncte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken, der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend seyn: und so gibt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweyte Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufne Künstler, nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil

er dadurch sowohl den grossen Reichthum der
als den Reichthum seines Gemüths beherrsche
brauchen lernt.

„Es sey mir erlaubt, den Schleier von n
„Bucklichen auf die mediceische Venus überzu
„so daß man nur die Spitze ihres Fusses gewa
„te. Uebernähme nun die Natur zu dieser Fi
„eine Figur auszubilden, so würdet ihr vielle
„Verwunderung unter ihrem Griffel ein hä
„und verschobenes Ungeheuer entstehen sehen
„aber würde es wundern, wenn das Gegenth
„schähe."

Der flache Weg, den unser Freund und
mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor d
bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier i
völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu gro
furcht vor der Natur, als daß wir ihre person
göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten,
Schlingen eines Sophisten einzugehen, und,
nen Scheingründen einiges Gewicht zu vers
mit ihrer nie abirrenden Hand eine Fratze
werfen. Sie wird vielmehr, wie das Ora
verfängliche Frage: ob der Sperling lebend
todt sey? hier auch diese ungeschickte Zumuth
schämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht d
Spitze und vernimmt warum der Sophist sie a
sen hat. Streng, aber ohne Un len, ruft

a: du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche
weydeutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe
)n weg; ich weiß was drunter verborgen ist. Ich
abe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den
ünstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff
om Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff
nd diese Proportionen, diese Formen entstanden; es
t genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner
ndern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du
iir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich
lbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir: diese
ußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften
Beibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf
inem andern Fuße würde die würdigste der Frauen,
ie Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine
ichtsinnige Bacchantin schweben. Doch dieses merke:
er Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen,
nd so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben.
atte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung,
inen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann
erdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst;
ber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstan-
en, kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben
in Naturproduct, oder gar an dessen Stelle zu setzen;
er es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf, aus dem
leiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der
Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er,
m eine interessante Situation in der Phantasie zu

erregen, seinen Bildhauer in eine selbsthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das gibt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt: daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pyg malion seiner Statue begehren können, so wäre e ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorz bringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder a Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere G tin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, ges chen hat. Einen verworrenen Knaul kann man bequem auf einmal in die Hand geben; um ih entwirren aber, um ihn dir als einen reinen F in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und M

„Eine menschliche Figur ist ein System, so
„nichfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen ei
„ihren Anfängen unmerklichen, Inconsequenz d
„kommenste Kunstwerk auf tausend Meilen
„Natur wegwerfen müssen."

Ja! der Künstler verdiente diese Demü

daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes, seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabsetzte, wenn er es neben, oder an die Stelle eines Naturproducts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer supponirten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künstler zu seyn, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserem Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählich zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst einge„weiht wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der „Künstler sich den angenommenen Proportionen un„terwerfen soll; und ich würde es euch sagen.“

Wenn es der Fall seyn kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nöthigendes, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen seyn, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache, bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rück-

um uns auf einzelne Bedingungen und
gen, auf Ausnahmen zu leiten und au
machen, denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen de
„mus der Natur sich nicht halten könne
„Alter, der Zustand auf hunderterlei A
„rungen bewirken.“

Dieß ist keineswegs ein Gegensatz geg
wir behauptet haben. Eben weil der
sich erhoben hat, den Menschen auf der
Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu
dadurch sind ja die Proportionen entstan
mand wird die Ausnahmen läugnen, we
gleich erst bei Seite setzen muß; wer
Physiologie durch pathologische Noten zu
glauben!

lich sehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden; so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene „Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und „des Ganzen; daher sehe ich das Kind entspringen, „den erwachsenen Mann und den Greis; den wilden, „so wie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, „den Soldaten und den Lastträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen grosen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so „müßte es ein Mensch von fünf und zwanzig Jahren „seyn, der schnell auf einmal aus der Erde entstanden „wäre, und nichts gethan hätte; aber dieser Mensch „ist eine Chimäre.“

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und doch muß man sich gegen das Captiose, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Uebung, in einer absoluten Ruhe, ausgebildet

hätten, und doch denkt sich der Künstler, indem
nen Idealen nachstrebt, einen menschlichen K
welcher, durch die mäßigste Uebung, zu seiner
ten Ausbildung gekommen ist; allen Begrif
Mühe, von Anstrengung, von Ausbildung zu
gewissen Zweck und Charakter muß er ablenken.
solche Gestalt, die auf wahren Proportionen
kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht w
und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sonde
Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Carricatur
„selbe kann man von dem Alter sagen; das K
„eine unförmliche, flüssige Masse, die sich zu entr
„strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und
„Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um si
„und nach auf nichts zu reduciren."

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig üb
daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bez
schönen Kunst zu verbannen sind. In so fer
Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch
Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel
ckelten Naturen in den Cyclus schöner und beden
Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden
„vom Anfang der vollkommenen Jugend bis
„Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler
„Gestalten der Reinheit, der strengen Genau
„der Zeichnung, da ist es, wo das poco pi

‚poco meno, eine Abweichung hinein oder heraus,
‚Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Kör-
er schön genannt werden, und wir würden, im stren-
en Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Ver-
asser begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist
ür beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die
Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man
arf wohl sagen: es ist nur ein Augenblick! die Be-
attung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge
as Leben, dem Menschen die Schönheit, und hier
iegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie
asjenige dichterisch bilden darf, was der Natur un-
möglich ist, wirklich aufzustellen. So wie die Kunst
Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräu-
iche Mütter vorlügen, ja es ist ihre Pflicht. Die
Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen
Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste
gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Wider-
prüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren
Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig
einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen For-
men ist allein das zarte Mehr oder Weniger be-
deutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem
man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen,
er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine
bedeutende Stelle.

- -

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch da
„und die Functionen verhalten mögen, indem
„Formen verändern, zerstören sie doch die
„nicht — Das gebe ich zu — So muß
„also kennen? — Das will ich nicht läugnen
„hier ist die Ursache, warum man die Anato
„studiren hat.

„Das Studium des Muskelmanns ha
„Zweifel seine Vortheile; aber sollte nicht z
„ten seyn, daß dieser Geschundne beständig
„Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler
„Eitelkeit beharren werde, sich immer gelehrt
„gen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr
„Oberfläche verweilen könne, daß er, troß de
„und des Fettes, immer nur den Muskel sehe,
„Ursprung, seine Befestigung, sein Einschn
„Wird er nicht alles zu stark ausdrücken?
„nicht hart und trocken arbeiten? Werde i
„den verwünschten Geschundnen auch in Wei
„ren wieder finden?

„Weil ich denn doch einmal nur das Aeu
„zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte m
„Aeußere nur recht gut sehen, und erließe m
„gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll.“

Dergleichen Grundsätze darf man jung
eichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie
ich über eine Autorität freuen, die völlig
hrer Seele spricht. Nein, werther Diderot,

dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus. Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders, als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, unern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Daseyn, so wie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lerntest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Componist wird, bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten, den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie für unnützen Kenntnissen und für falschen Maximen,

denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwerfen, s
eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studirt die Muskeln am Leichnam
„deßhalb, sagt man, damit man lerne, wie ma
„Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt,
„man, nach diesem Studio, gar viel Mühe hat
„Natur nicht anders zu sehen, als sie ist.“

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwa
gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der
fläche nur herumkrabelt, wird dem geübten Aug
mer leer, obgleich, bei schönem Talente, immer
nehm erscheinen; der Künstler, der sich um's J
bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er
er wird, wenn man will, sein Wissen auf die
fläche übertragen, und hier ist auch das geringe M
oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl
übel thut.

Hat nun bisher unser Freund und Gegne
Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so
er nun gleichfalls gegen das akademische Studiu
Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mi
Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedan
zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen w
Auch zu diesem Puncte bewegt er sich durch eine
schen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz
„lesen, und darum darf ich schreiben, was mi

„liebt. Die sieben Jahre, die man bei der Akademie
„zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt
„ihr die gut angewendet? und wollt ihr wissen, was
„ich davon denke? Eben während diesen sieben müh-
„seligen und grausamen Jahren nimmt man in der
„Zeichnung eine Manier an; alle diese akademischen
„Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtge-
„rückt, wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und
„schief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden,
„und immer durch ebendenselben armen Teufel, der
„gedungen ist, dreymal die Woche zu kommen, sich
„auszukleiden, und sich durch den Professor wie eine
„Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit
„den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein?
„Der Mann, der in eurem Hofe Wasser aus dem
„Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vor-
„gestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen hat und,
„mit zwey Armen in der Höhe auf dem Schulgerüst,
„diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie verhält
„sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben scheint,
„zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder den man
„auf der Straße todtschlägt? Was für ein Verhält-
„niß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf
„meiner Kreuzstraße? welches der Mann, der auf
„Erfordern bittet, bettelt, schläft, nachdenkt und
„in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Mü-
„digkeit sich auf die Erde streckt, zu dem Philoso-
„phen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem ge-
„drängten, erstickten Mann, der unter der Menge in

„Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund,
„keins!“

Von dem Modelle gilt im allgemeinen, was
dem Muskelkörper vorhin gesagt worden. Das
dium des Modells und die Nachbildung desselbe
theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht
springen kann, worauf er aber nicht zu lange ve
len sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausfüh
seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Kün
nicht entbehren kann. Das lebendige Modell is
den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er
nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu
arbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von
freilich ewigen, Studium des Modells in der A
mie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfä

„Eben so gut möchte man die Künstler, u
„das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie
„entläßt, zu Vestris, oder Gardel, oder zu ir
„einem andern Tanzmeister schicken, damit sie d
„Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur
„ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich
„Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die
„falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter
„könnten. Da stecken sie im Magazin, und
„kommen sie heraus, um sich an's Tuch zu hän
„So oft der Künstler seinen Stift oder seine
„nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespen

en vor ihn, er wird sie nicht los, und nur
nder kann sie aus seinem Kopfe verjagen
ıte einen jungen Menschen, voll Geschmack,
: er den mindesten Zug auf die Leinwand
iott auf seinen Knien anrief und vom Mo=
eit zu werden bat. Wie selten ist es gegen=
in Gemählde zu sehen, das aus einer gewis
ahl Figuren besteht, ohne, hie und da, einige
iguren, Stellungen, Handlungen und Be=
:n zu finden, die akademisch sind, einem
von Geschmack unerträglich mißfallen, und
en imponiren, welchen die Wahrheit fremd
ıran ist denn doch das ewige Studium des
odelles Schuld.

t in der Schule lernt man die allgemeine
ıstimmung der Bewegungen, die Ueberein=
ıg die man sieht und fühlt, die sich vom
ois zu den Füßen ausbreitet und schlängelt.
:ine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt,
en alle Glieder zugleich der Schwere gehor=
e hebe den Kopf wieder auf, und halte ihn
sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine."

) die Behandlung bei der Französischen Aka=
obei man die Stellungen vervielfältigen muß=
:nte man sich von dem ersten Zweck des Mo=
Körper physisch kennen zu lernen, und um der
faltigkeit willen wählte man auch Stellungen,
ithsbewegungen auszudrücken. Da denn un=

mal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien, hier ist es aber nicht übersetzlich, denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Ueberhaupt bedeutet Attitude, in der Französischen akademischen Kunstsprache, eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt, und in so fern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände, gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutsches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contrast über und mit Recht. Denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, so wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zusammengestellter Figuren, entsteht der Contrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

„Der übel verstandene Contrast ist eine der traurigsten Ursachen des Manierirten. Es gibt keinen wahren Contrast, als den, der aus dem Grunde der Handlung entspringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe, oder des Interesse. Wie geht Rafael, wie Le Sueur zu Werke? Manchmal stellen sie drey, vier, fünf

„fünf Figuren gerade eine neben die andre, und die
„Wirkung ist herrlich. Bei den Cartheusern, in der
„Messe oder der Vesper, sieht man in zwey langen
„parallelen Reihen, vierzig bis funfzig Mönche; glei-
„che Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung;
„und doch sieht keiner aus wie der andre. Sucht mir
„nur keinen andern Contrast als den, der diese Mönche
„unterscheidet! hier ist das Wahre! Alles andere ist
„kleinlich und falsch.“

Auch hier ist er, wie bei der Lehre von den Ge-
bärden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwer-
fend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettantisch
in seinem Rath. Aus ein paar symmetrischen Mönchs-
reihen hat Rafael gewiß manches Motiv zu seinen
Compositionen genommen, aber es war Rafael der
es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich im-
mer mehr ausbildende und vollendete Künstler. Man
vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man
ohne Kunst-Anleitung zur Natur hinstößt, von Natur
und Kunst zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch
eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie
über, er will den Kunstschüler, besonders den Mahler,
aufmerksam machen: daß eine Figur rund und viel-
seitig sey, daß der Mahler die Seite, die er sehen
läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen
gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine
Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu
denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneig
„wären meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihne
„ferner sagen: ist es nicht lange genug, daß ihr nu
„die eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nach
„bildet? Versucht, meine Freunde, euch die Figur al
„durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mit
„telpunct derselben zu bringen. Von da werdet ih
„das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten
„ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen
„indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammen
„sinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, imme
„von dem Ganzen durchdrungen, in der Einen Seit
„des Gegenstandes, die euer Gemählde mir zeigt, di
„schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühle
„lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nu
„Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Ein
„bildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte z
„sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaun
„licher Zeichner seyd."

Indem Diderot Künstlern den Rath gibt, sich i
die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um s
nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, i
seine Absicht, besonders den Mahler zu erinnern, da
er nicht flach, und gleichsam nur von einer Seite ge
fällig zu seyn suchen solle. Denn gewiß schon eine rich
tige Zeichnung, ohne Licht und Schatten erscheint rund
so wie vor= und zurücktretend. Warum erscheint ein
Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt ri

tig ist, daß man sowohl die vordere, als Rückseite der Figur hinein zeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsers Verfassers Rath nicht ganz deutlich seyn sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwey Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammen gezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut „zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne „auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde. „Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, „des auserlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgen„dermaßen eingerichtet wünschen: wenn der Schüler, „mit Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden „zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwey Jahre vor „dem akademischen Modell des Manns und der Frau. „Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, „ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von „verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen St

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt
„wären meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen
„ferner sagen: ist es nicht lange genug, daß Ihr nur
„die eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nach-
„bildet? Versucht, meine Freunde, euch die Figur als
„durchsichtig zu denken und euer Auge in den Mit-
„telpunct derselben zu bringen. Von da werdet ihr
„das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten,
„ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen,
„indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammen-
„sinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer
„von dem Ganzen durchdrungen, in der Einen Seite
„des Gegenstandes, die euer Gemählde mir zeigt, die
„schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühlen
„lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nur
„Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Ein-
„bildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu
„sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaun-
„licher Zeichner seyd."

Indem Diderot Künstlern den Rath gibt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Mahler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu seyn suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt sich

ig ist, daß man sowohl die vordere, als Rückseite der Figur hinein zeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsers Verfassers Rath nicht ganz deutlich seyn sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwey Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammen gezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut „zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne „auszuführen, ohne daß die Masse zerstört werde. „Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, „des auserlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen: wenn der Schüler, „mit Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden „zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwey Jahre vor „dem akademischen Modell des Manns und der Frau. „Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, „ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen v „verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Stä

„den der Gesellschaft genommen, genug alle
„Naturen. Es kann mir daran nicht feh
„ich sie gut bezahle, so werden sie sich in
„meiner Akademie melden, lebte ich in ei
„venlande, so hieße ich sie kommen.

„Der Professor bemerkt bei den verschied
„dellen die Zufälligkeiten, welche, durch d
„Verrichtung, Lebensart, Stand und Alt
„Formen Veränderung bewirken.

„Ein Schüler sieht das akademische M
„alle vierzehen Tage, und diesem überläßt
„sor sich selbst zu stellen. Nach der Zeichn
„erklärt ein geschickter Anatom meinem Le
„abgezogenen Leichnam, und wendet seine
„das lebendige belebte Nackende an. Höchs
„mal des Jahrs zeichnet er nach der todten
„rung; mehr braucht er nicht, um zu empf
„Fleisch auf Knochen, und freies Fleisch sich
„ein zeichnen läßt, daß hier der Streich
„dort gleichsam winklig seyn müsse; er wir
„daß wenn man diese Feinheiten vernachl
„Ganze wie eine aufgetriebene Blase, od
„Wollsack aussieht."

Daß der Vorschlag zu einer Zeichens
länglich, die Intention des Verfassers nic
nug, die Epochen, wie die verschiednen Ab
des Unterrichts auf einander folgen sollen
stimmt genug angegeben sey'n, fällt jed
Augen; doch ist hier der Ort nicht mit den

Genug daß er, im Ganzen, den einschrän-
ntismus verbannt, und das bestimmende
nempfiehlt. Möchten wir doch von Künst-
: Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern,
dunsenen Blasen und keine ausgestopften
ieder sehen!

be nichts Manierirtes, weder in der Zeich-
h in der Farbe, wenn man die Natur ge-
nachahmte. Die Manier kommt vom
on der Akademie, von der Schule, ja sogar
ntike."

r, so schlimm du angefangen hast, endigst
Diderot, und wir müssen zum Schlusse des
ı Unfrieden von dir scheiden. Ist die Ju-
einer mäßigen Portion Genie, nicht schon
genug, schmeichelt sich nicht jeder so gern:
ıgter, dem Individuo gemäßer, selbst er-
eg sey der beste, und führe am weitesten?
lst deinen Jünglingen die Schule durchaus
machen! Vielleicht waren die Professoren
Akademie vor dreyßig Jahren werth, so
ınd discreditirt zu werden, das kann ich
eiden, aber, im allgemeinen genommen,
n Schlußworten keine wahre Sylbe.
ınstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft
Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst
ch die treuste Nachahmung der Natur ent-
ein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke

kann fast alle Natur erloschen seyn, und es ka
immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgesc
Geist, wenn deine Paradoxie mich auch parador
Doch das wirst du im Ernste selbst nicht läugn
dem Meister, von der Akademie, von der Schu
der Antike, die du anklagst, daß sie das Ma
veranlasse, kann eben so gut, durch eine richti
thode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, m
wohl sagen: welches Genie der Welt wird,
mal, durch das bloße Anschauen der Natu
Ueberlieferung, sich zu Proportionen entschei
ächten Formen ergreifen, den wahren Styl e
und sich selbst eine alles umfassende Methode
fen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres
bild, als oben dein Jüngling, der, als ein
von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß
de, und vollendete Glieder hätte, ohne sie je
braucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten
Dank, daß du uns veranlaßtest zu streiten, z
tzen, uns zu ereifern, und wieder kühl zu werd
höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist h
rufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreic
wir uns wieder.

Zweytes Capitel.

leine kleinen Ideen über die Farbe.

derot, ein Mann von großem Geist und Ver-
geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt
er, daß er sich, bei Behandlung dieser Materie,
Stärke und seiner Schwäche bewußt sey. Schon
Ueberschrift gibt er uns einen Wink, daß wir
u viel von ihm erwarten sollen.
enn er in dem ersten Capitel uns mit bisar-
Gedanken über die Zeichnung drohte, so war
seiner Uebersicht, seiner Kraft und Fertigkeit
t, und wirklich fanden wir an ihm einen ge-
en und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache
alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kün-
r selbst, mit einer bescheidnen Gebärde, nur
e Ideen über die Farbe an; jedoch näher be-
t thut er sich unrecht, sie sind nicht klein, son-
neistentheils richtig, den Gegenständen ange-
und seine Bemerkungen treffend; aber er steht
m engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er
ollkommen, er blickt nicht weit genug und selbst
ihe liegende ist ihm nicht alles deutlich.
s dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt
on selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmer-
zu begleiten, mich einer ganz andern Behand-
rt befleißigen muß. Dort hatte ich nur So-
en zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wah-

ren zu sondern, ich konnte mich auf etwas an
Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand n
wissenschaftlichen Rückenhalt an den ich mich ar
konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen
Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeich
cken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vol
deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von
Freunden der Wissenschaften längst empfunden r

Da man aber, gesetzt auch man wäre fähi
eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fr
unvollständigen Aufsatzes, wohl schwerlich bequ
den würde, so habe ich einen andern Weg ein
gen, um meine Arbeit, bei diesem Capitel, Fr
der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bel
sophistischen Tücke, die verschiednen Theile sei
zen Abhandlung durch einander, er führt uns,
einem Irrgarten, herum, um uns auf einem
Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. I
daher seine Perioden getrennt und sie unter
Rubriken, in eine andre Ordnung, zusammen
Es war dieses um so mehr möglich, da sein
Capitel keinen innern Zusammenhang hat u
mehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nu
eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnun
Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse
sicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenig
zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

ohe Wirkung des Colorits. Die Zeich-
gibt den Dingen die Gestalt; die Farbe das
; sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt."

erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf's
nacht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir
erlichen und unkörperlichen Erscheinungen, nur
as Gesicht, gewahr werden. Man muß die
esehen haben, ja man muß sie sehen, um sich
Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens er-
griff zu machen.

eltenheit guter Coloristen. Wenn es
re treffliche Zeichner gibt, so gibt es wenig
Coloristen. Eben so verhält sich's in der Lite-
hundert kalte Logiker gegen Einen großen Red-
ehn große Redner gegen Einen vortrefflichen
t. Ein großes Interesse kann einen beredten
hen schnell entwickeln und, Helvetius mag sa-
as er will, man macht keine zehn gute Verse
Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde."

r spielt Diderot nach seiner Art, um das Man-
seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die
über die man unterrichtet werden möchte, in's
eine, und blendet mit einem falsch angewende-
Spiel aus den redenden Künsten. Immer wird
m guten Genie zugeschoben, immer soll die
ung alles leisten. Freilich sind Genie und
ung zwey unerläßliche Bedingungen, wenn ein

und zum Ausdruck, so wie zur letzten Aus
nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des
belebt, so muß man das genialische Leben in a
nen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz
umwenden und sagen: Es gibt mehr gute
sten als Zeichner, oder, wenn wir anders bil
wollen: es ist in einem Fall so schwer als
andern vortrefflich zu seyn. Stelle man übrig
Punct, auf welchem einer für einen guten
oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so
man will, so wird man immer zum wenigste
Zahl der Meister finden, wenn man nicht e
mehr Coloristen antrifft. Man darf nur an d
derländische Schule und überhaupt an alle di
denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und gibt e
lich eben so viel gute Coloristen als Zeichner,
uns dieß zu einer andern wichtigen Betra

en. Und warum ist es denn doch eben so schwer gut
zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum dünkt uns,
weil die Zeichnung sehr viel Kenntnisse erfordert,
viel Studium voraussetzt, weil die Ausübung dersel-
ben sehr verwickelt ist, ein anhaltendes Nachdenken
und eine gewisse Strenge fordert; das Colorit hin-
gegen ist eine Erscheinung, die nur an's Gefühl An-
spruch macht und also auch durch's Gefühl instinct-
mäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es sich also verhält! Denn sonst
würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grund-
sätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß
es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Ursachen.
Diderot bringt in der Folge verschiedenes hierüber
zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieser Rubrik in unsern
Lehrbüchern aussehe, kann man sich überzeugen, wenn
man z. B. den Artikel Colorit, in Sulzers allge-
meiner Theorie der schönen Künste, mit den Augen
eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine An-
leitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist
da nur eine theoretische Spur? Wo ist da nur eine
Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es eigent-
lich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegie-
rige wird an die Natur zurückgewiesen, er wird aus
einer Schule, zu der er ein Zutrauen setzt, hinaus
auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt ge-
stoßen, dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken
und wer weiß was alles betrachten, da soll er beobach-

ten, da soll er lernen, da soll er wie ein Kind das ausſetzt, sich in der Fremde durch eigne Kräfte helfen. Schlägt man deßwegen das Buch eines ristiten auf, um wieder in die Breite und Läng Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zer ter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer übten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? F ist das Genie, im Allgemeinen, zur Kunst, so w Besondern, zu einem bestimmten Theile der unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Dispositio Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein ses Gefühl für die Harmonie derselben von Nat forderlich, freilich muß das Genie sehen, beoba ausüben und durch sich selbst bestehen; dagegen Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß durch den Gedanken, über die Erfahrung, ja, man will, über sich selbst erhoben zu werden. nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung de handlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. „die Meister der Kunst sind die wahren Richte „Zeichnung, die ganze Welt kann über die Farl „theilen."

Hierein können wir keinesweges einstim Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl sicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrhe Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen

so fern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunstproducte, kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit, oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister, oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es gibt gar vieles, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpuncten zuverlässig zu seyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muster des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein „Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zu„sammensetzung; das Auge hat niemals den Colori„sten vernachlässigt."

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht seyn! Ja, wenn man es streng nimmt, gibt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch, der ächte Liebhaber

gibt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angibt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloristen. Aber „warum gibt es so wenig Künstler, die das hervor„bringen könnten was jederman begreift?"

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben so wenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt je vollkommener sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst, diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt seyn kann, lange Weile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseyns so wie um die verfließende Zeit betriegt.

Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von tausenden und aber

tausenden gesehen und bewundert und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines ächten Coloristen.

„Wahrheit und Harmonie. Wer ist denn „für mich der wahre, der große Colorist? Derjenige, „der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegenstände gefaßt hat und der zugleich sein Gemählde „in Harmonie zu bringen wußte."

Ich würde lieber sagen: Derjenige welcher die Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w. lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältniß zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte, sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modificirt und überdieß sehen wir sie noch, durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug auf tausenderlei Weise, bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es ist diejenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen, die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen, sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des

Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert und man kann eben so gut sagen, wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische, als man sagen kann die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische. Diese Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Physikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem „Bilde spricht uns mehr an, als die wahre Farbe, sie „ist dem Unwissenden wie dem Unterrichteten ver„ständlich."

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch ist es nöthig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen? Bei allem, was nicht menschlicher Körper ist, bedeutet die Farbe fast mehr als di Gestalt, und die Farbe ist es also wodurch wir viel Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie m interessiren. Der einfärbige, der unfarbige Stei will nichts sagen, das Holz wird durch die Mann faltigkeit seiner Farbe nur bedeutend, die Gestalt Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzü anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine viduelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Gesch und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoff nach Verschiedenheit derselben verschieden, and scheint Cochenille auf Leinwand, anders auf

ers auf Seide. Tafft, Atlas, Sammt, obgleich von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr er- en, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir einem Gemählde das Bestimmte, Lebhafte, Indi- uelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeit- ns angesprochen, wodurch er uns allein bekannt wieder erblicken? Alle Darstellung der Form e Farbe ist symbolisch, die Farbe allein macht das astwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, e schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige öthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Be- eidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens eren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rüh- ndes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; nn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saf- ge Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn; ese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich rch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben, ingen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das efühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit ge- mmen, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend ahler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu ben, tausend andere werden sterben, ohne es zu hlen."

Organs, nach welchem eine gewisse Farbe ei
fordert und man kann eben so gut sagen, n
Auge eine Farbe sieht, so fordert es die har
als man sagen kann die Farbe, welche d
neben einer andern fordert, ist die har
Diese Farben, auf welchen alle Harmonie
der wichtigste Theil des Colorits ruht, wurd
von den Physikern zufällige Farben ge

„Leichte Vergleichung. Nichts i
„Bilde spricht uns mehr an, als die wahre F
„ist dem Unwissenden wie dem Unterricht
„ständlich."

Dieses ist in jedem Sinne wahr; doch i
thig zu untersuchen, was denn diese wenige
eigentlich sagen wollen? Bei allem, was nich
licher Körper ist, bedeutet die Farbe fast meh
Gestalt, und die Farbe ist es also wodurch
Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurc
interessiren. Der einfärbige, der unfarbig
will nichts sagen, das Holz wird durch die M
faltigkeit seiner Farbe nur bedeutend, die Ge
Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt,
durch einen regelmäßigen Farbenwechsel v
anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen e
viduelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Ge
und Arten; selbst die Farben künstlicher St
nach Verschiedenheit derselben verschieden, a
scheint Cochenille auf Leinwand, anders au

anders auf Seide. Tafft, Atlas, Sammt, obgleich alle von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemählde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch, die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, „die schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige „Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens „zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; „denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn; „diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich „durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben, „bringen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das „Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend „Mahler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu „haben, tausend andere werden sterben, ohne es zu „fühlen.“

Diderot stellt sich mit Recht hier auf i
der Farbe die wir an Körpern erblicken.
mentarfarben, welche wir bei physiologischen,
und chemischen Phänomenen bemerken unl
dert erblicken, werden, wie alle andern Sto
tur, veredelt, indem sie organisch angewend
Das höchste organisirte Wesen ist der Me
man erlaube uns, die wir für Künstler schr
zunehmen, daß es unter den Menschenracen
und äußerlich vollkommner organisirte ge
Haut, als die Oberfläche der vollkommenen
tion, die schönste Farbenharmonie zeigt, üb
sere Begriffe nicht hinausgehen. Das Ge
Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges
derselben, wodurch der Künstler sich zum H
gen von etwas Aehnlichem geschickt zu mac
erfordert so mannichfaltige und zarte Operati
Auges sowohl als des Geistes und der Hanl
sches jugendliches Naturgefühl und ein gere
stesvermögen, daß alles andere dagegen n
und Spielwerk, wenigstens alles andere
höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint.
ist es mit der Form. Wer sich zu der Ide
bedeutenden und schönen menschlichen For
gehoben hat, wird alles übrige bedeutend
hervorbringen. Was für herrliche Werke e
nicht, wenn die großen, sogenannten Histor
sich herabließen, Landschaften, Thiere und
sche Beiwerke zu mahlen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben daß, um sich im Colorit zu „bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der „Blumen nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, „niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl „des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn „er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus den „Augen verliert? Laßt Madame Vien ein Portrait „mahlen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, „bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen „seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu „sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu mahlen ver„steht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine „duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirsche zu mah„len, ihr werdet sehen wie herrlich er sich heraus„zieht. Und Chardin! warum nimmt man seine „Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? „Eben deßwegen, weil er das Fleisch hervorbringt, „wann er will.“

Man kann sich nicht muntrer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers, er ist ein bunt übertriebner oder vielmehr manierirter Mahler aus Rigaud's Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Mahler findet, indem das

Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzu men ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch v mehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkend sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen inner geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzsch über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein nig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anm und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloristen noch end „ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel di „Fleisches, das sich von einem Augenblick zum „dern belebt und verfärbt. Indessen der Küns „sich an sein Tuch heftet, indem sein Pinsel „darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich ver „dert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir „Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, so mu „ich vor langer Weile gähnen, zeigte sich der „Trublet meiner Einbildungskraft, so sehe ich iron „aus. Erscheint mir mein Freund Grimm o „meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtl „keit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Ges „die Freude scheint mir durch die Haut zu bring „die kleinsten Blutgefäße werden erschüttert und „unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat „alle meine Züge die Farbe des Lebens verbrei „Blumen und Früchte schon verändern sich vor „aufmerksamen Blick des Latour und Bachel „Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des M

„schen! Diese Leinwand, die sich rührt, sich bewegt,
„sich ausdehnt und sobald erschlafft, sich färbt und
„mißfärbt, nach unendlichen Abwechselungen dieses
„leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele
„nennt.“

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Mahler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine, sowohl geistige, als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand fest zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergessen, euch von der Farbe
„der Leidenschaft zu reden, und doch war ich ganz
„nahe dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene
„Farbe? verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der
„Leidenschaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im
„Zorn. Entflammt er das Gesicht, so brennen die

„Augen; ist er auf dem höchsten Grad, so ve
„das Herz, anstatt es auszudehnen. Dann
„ren sich die Augen, die Blässe verbreitet sich
„Stirn, über die Wangen, die Lippen zitt
„verbleichen. Liebe und Verlangen, süßer
„glückliche Befriedigung! färbt nicht jeder die
„mente mit andern Farben eine geliebte
„heit?"

Von diesem Perioden gilt was von dem
gesagt worden; auch hier ist Diderot zu lob
er dem Künstler die großen Forderungen ze
man an ihn zu machen berechtigt ist; wenn
auf die Mannichfaltigkeit der Naturersche
aufmerksam macht und ihn dadurch vor dem
rirten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er
genden zur Absicht.

„Die Mannichfaltigkeit unserer gewirkten
„unserer Gewänder hat nicht wenig beigetrag
„Colorit vollkommener zu machen."

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber
gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwa
„ohne falsch zu seyn."

Daß die Localfarbe, sowohl in einem ganz
de, als durch die verschiedenen Gründe eines
gemäßigt werden, und doch noch immer wa

den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punct, über den wir schon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt daß es freundliche und feindliche Far-„ben gebe, und man hat recht wenn man darunter „versteht: daß es solche gibt, die sich schwer verbin-„den, die dergestalt neben einander absetzen, daß „Licht und Luft, diese beiden allgemeinen Harmoni-„sten, uns kaum die unmittelbare Nachbarschaft er-„träglich machen können.“

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgibt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt; so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an, man vermischte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel, auf eine unzuläßige Weise, wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man redete von Luftperspectiv, nur

um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzerische Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben sey? nicht herausgehoben, sondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existirt, auch durch Zusammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Mahler diese Par-„thie besser verstehe als eine Frau, die ein wenig „eitel ist, oder ein Sträußermädchen, die ihr Hand-„werk versteht."

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verstehen sich auf die Harmonie der Farben die eine weiß was ihr wohl ansteht, die andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum begibt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Mahler ist darauf hingewiesen, jeder fordert sie von ihm und niemand sagt ihm was sie sey. Was ge-

schieht? Sein natürliches Gefühl führet ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn, „ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegen„theil läßt sich die Stärke des Colorits mit der Har„monie schwer verbinden.“

Man gibt keineswegs zu, daß es leichter sey ein schwaches Colorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sey.

„Weiß mahlen, und hell mahlen sind zwey sehr „verschiedene Dinge. Wenn unter zwey verschiede„nen Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird „euch die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie „der Unterschied zwischen Tag und Nacht.“

Ein Gemählde kann allen Anforderungen an's Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht seyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieselben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes hell mahlen als ein weisses, kreidenhaftes Bild darstellen.

Noch eins! Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnolett zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es gibt eine Zauberey vor der man sich schwer „verwahren kann, es ist die, welche der Mahler aus„übt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu ge„ben versteht. Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine „Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemählde „steht eine Frau in weißen Atlas gekleidet. Deckt „das übrige Bild zu und seht das Kleid allein, viel„leicht erscheint euch dieser Atlas schmutzig, matt und „nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in „der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, „und alsobald wird der Atlas und seine Farbe ihre „Wirkung wieder leisten. Das macht daß das Ganze „gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhält„nißmäßig verliert, so ist nicht zu bemerken was je„dem einzelnen gebricht; die Uebereinstimmung rettet

„das Werk. Es ist die Natur bei Sonnenuntergang „gesehen.“

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde „mich wohl hüten in der Kunst die Ordnung des Re- „genbogens umzustoßen. Der Regenbogen ist in der „Mahlerey was der Grundbaß in der Musik ist.“

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei was die Französische Mahlerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Mahlerey als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Mahler. Der Regenbogen, so wie die prismatischen Erscheinungen, sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es gibt nicht eine Harmonie, weil

der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie gibt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden, jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen die wir bei der Refraction gewahr werden, er ist so wenig der Generalbaß der Farben als ein Duraccord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne gibt, so ist ein Duraccord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß; so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Praxis nur stille bei Seite lehnen und eigensinnig behaupten darf: alles sey ja schon erklärt!

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Mahler davon ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die Gränzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte und

„und beschränkte Manier zu bereiten, das was wir „so unter uns ein Protokoll nennen."

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Mahler verfallen seyn mögen, welche sich an die beschränkte Lage des Physikers zu nahe angeschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unläugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören, oder sie dergestalt zu behandeln daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durch's ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemählde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemählde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzustellen was er meint.

„Fürwahr es gibt solche Protokollisten in der „Mahlerey, solche unterthänige Diener des Regen„bogens, daß man beständig errathen kann, was si„machen werden. Wenn ein Gegenstand diese ohr.

„jene Farbe hat, so kann man gewiß seyn, diese oder „jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist nun die „Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemählde gegeben, „so weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang „thun sie nichts weiter als diese Ecke zu versetzen; es „ist ein beweglicher Punct, der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält und bleibt wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe Gefolge hat. Er „gleicht einem großen Herrn, der mit seinem Hof „immer in einerlei Kleidern erschiene."

„Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, „nicht Chardin. Ihr unerschrockner Pinsel weiß mit „der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit „und die vollkommenste Harmonie zu verbinden und „so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen."

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundnen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpuncten von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punct, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessen ungeachtet haben Verget und Chardin „eine eigene und beschränkte Art der Farbenbehand= „lung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl „entdecken, wenn ich mir die Mühe geben wollte. „Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß „die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist.“

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin entgegenge= setzt, so kommt er an den zarten Punct, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behand= lungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eig= nes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht wie er sie von den Manieristen unter= scheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern ge= sprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen seyn eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird

eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdach[te]
Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich [bei]
Ausübung dieser Methode seine Individualität m[it]
in's Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe,
wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Si[n]
nes- und Geisteskräfte immer wieder in's Allgemei[ne]
gehoben, und kann so bis an die Gränzen der mögl[i]
chen Production geführt werden. Auf diesem We[ge]
erhuben sich die Griechen bis zu der Höhe auf der w[ir]
besonders ihre plastische Kunst kennen, und waru[m]
haben ihre Werke aus den verschiednen Zeiten u[nd]
von verschiednem Werthe einen gewissen gemeinsam[en]
Eindruck? Doch wohl nur daher weil sie der eine[n]
wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche [sie]
selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt m[an]
Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erh[ebt]
das Individuum zum höchsten Punct, den die [Gat-]
tung zu erreichen fähig ist, deßwegen nähern sich [die]
großen Künstler einander in ihren besten Werken.
hat Rafael wie Tizian colorirt, da wo ihm die [Ar-]
beit am glücklichsten gerieth. Die Manier [hinge-]
gen individualisirt, wenn man so sagen darf, [noch]
das Individuum. Der Mensch, der seinen [Launen]
und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entf[ernt sich]
immer mehr von der Einheit des Ganzen, [ja]
von denen die ihm allenfalls noch ähnlich sei[n könn-]
ten, er macht keine Ansprüche an die Mensch[en,]
so trennt er sich von den Menschen. Diese

gut vom Sittlichen als vom Künstlichen, denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu seyn, aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Carricatur. Es gibt Carricaturen der Farbe „wie der Zeichnung, und alle Carricatur ist im bösen „Geschmack.“

Wie eine solche Carricatur möglich sey, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide; läßt sich erst deutlich aus einander setzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sey. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hinein setzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteristische hervor, geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Carricatur,

die endlich Fratze und völlige Disharmonie r
wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten soll

„Individuelles Colorit. Warum
„so vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine
„mischung in der Natur gibt?“

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es
Colorit in der Natur gebe, denn beim Worte
denken wir uns immer zugleich den Menschen
Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusamm
Aber das kann und muß man annehmen, um
Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen,
gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältn
fähr übereinsehen. Denn auf diesem Glau
Uebereinstimmung solcher Apperceptionen beru
Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine groß
chung und Verschiedenheit in Absicht auf Fa
befindet, kann man am besten bei dem Mahle
der etwas Aehnliches mit dem was er sieht
bringen soll. Wir können aus dem Hervorge
auf das Gesehene schließen und mit Diderot s

„Die Anlage des Organs trägt gewiß v
„bei. Ein zartes und schwaches Auge wird
„lebhaften und starken Farben nicht befreund
„ein Mahler wird keine Wirkungen in sein B
„gen wollen die ihn in der Natur verletzen;
„das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lie
„wird die Tapeten, mit denen er die Wänd

„Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwa=
„chen, sanften und zarten Tönen färben, und gewöhn=
„lich durch eine gewisse Harmonie ersetzen was er euch
„an Kraft entzog.“

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Carricatur hervor, die er, in so fern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage
„des Mahlers nicht auf sein Colorit Einfluß haben?
„Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und
„schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf

„und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt,
„wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt,
„wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr
„nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl
„kräftig aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster
„ist? Ein Gelbsüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll
„der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen,
„den sein krankes Organ über die Gegenstände der
„Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn
„er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung
„in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben ver-
„gleicht, den er vor Augen sieht?

„Seyd gewiß, daß ein Mahler sich in seinem Wer-
„ke eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller
„in dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus sei-
„nem Charakter, überwindet die Natur und den Hang
„seines Organs. Er ist wie ein verschlossener, schwei-
„gender Mann, der doch auch einmal seine Stimme
„erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen
„natürlichen Zustand in das Stillschweigen zurück.
„Der traurige Künstler, der mit einem schwachen Or-
„gan geboren ist, wird wohl Einmal ein Gemählde von
„lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er
„wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein sol-

cher und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, „auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst „über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und „ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

„Einfluß des Meisters. Was den wahren „Coloristen selten macht, ist daß der Künstler sich ge-„wöhnlich Einem Meister ergibt. Eine unendliche „Zeit copirt der Schüler die Gemählde des Einen Mei-„sters, ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt sich „durch fremde Augen zu sehen und verliert den Ge-„brauch der seinigen. Nach und nach macht er sich „eine gewisse Kunstfertigkeit die ihn fesselt, und von „der er sich weder befreien noch entfernen kann; die „Kette ist ihm um's Auge gelegt, wie dem Sclaven „um den Fuß, und das ist die Ursache daß sich so „manches falsche Colorit verbreitet. Einer der nach „La Grenée copirt, wird sich auch an's Glänzende und So-„lide gewöhnen, wer sich an Le Prince hält, wird roth

„und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und vio
„let, wer Chardin studirt ist wahr! Und daher komm
„diese Verschiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung
„und Farbe selbst unter Künstlern; der eine sagt daß
„Poussin trocken, der andere daß Rubens übertrieben
„ist, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen sanft au
„die Schulter und bemerke daß sie eine Albernheit ge
„sagt haben."

Es ist keine Frage daß gewisse Fehler, gewisse fal
sche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und
Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrecht
Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweisen daß
man lernen könne mit andern Augen sehen; aber s
gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt un
das Manierirte fortpflanzt, eben so gut wird au
durch diese Empfänglichkeit der jungen Naturen d
Wirkung einer ächten Methode begünstigt. Wir ruf
dir also wackrer Diderot abermals, so wie beim v
gen Capitel zu: indem du deinen Jüngling vor
Afterschulen warnst, so mache ihm die ächte Sc
nicht verdächtig.

„Unsicherheit im Auftragen der F
„ben. Der Künstler, indem er seine Farbe vo
„Palette nimmt, weiß nicht immer welche Wirku
„in dem Gemählde hervorbringen wird, und fr
„womit vergleicht er diese Farbe, diese Tinte auf
„Palette? Mit andern einzelnen Tinten, m
„sprünglichen Farben! Er thut mehr, er betra

„an dem Orte wo er sie bereitet hat, und überträgt „sie in Gedanken an den Platz wo sie angewendet wer„den soll. Wie oft begegnet es ihm nicht daß er sich „bei dieser Schätzung betriegt! Indem er von der Pa„lette auf die volle Scene seiner Zusammensetzung „übergeht, wird die Farbe modificirt, geschwächt, er„höht, sie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt „der Künstler herum, hantiert seine Farbe hin und „wieder und quält sie auf alle Weise. Unter dieser „Arbeit wird die Tinte eine Zusammensetzung ver„schiedner Substanzen, welche mehr oder weniger (che„misch) auf einander wirken und früher oder später „sich verstimmen."

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß was er machen soll und wie er es zu machen hat, beides, besonders aber das Letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmahler ganz falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durch's Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Oelmahler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen was er vorzubereiten und wie er stufenweise ein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag

18 verzeihen daß wir unter dieser Rubrik das ...
:agen eines Künstlers den er lobt und begünstigt, au
ühren müssen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heft
„seine Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist ha
„geöffnet, er schnaubt (ächzt, lechzt), seine Palet
„ist ein Bild des Chaos. In dieses Chaos taucht
„seinen Pinsel und zieht das Werk seiner Schöpfun
„hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Bl
„auf sein Werk. Er setzt sich wieder, und ihr werd
„so die Gegenstände der Natur lebendig auf sein
„Tafel entstehen sehen."

Vielleicht ist es nur der Deutschen Gesetztheit l
cherlich einen braven Künstler hinter seinem Geg
stande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hin
einem Wilde her, mit offnem Munde schnauben
sehen. Vergebens versuchte ich das Französische W
haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrük
selbst die mehreren gebrauchten Worte fassen es
ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch l
wahrscheinlich, daß weder Rafael bei der Meß
Bolsena, noch Correggio vor dem heiligen Hi
mus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch
Veronese vor einer Hochzeit zu Cana mit
Munde gesessen, geschnaubt, geächzt, gestöhnt, l
habe. Das mag denn wohl so ein Französisch
zensprung seyn, vor dem sich diese lebhafte N
... ernstesten Geschäften nicht immer hüten l

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht
„den Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und
„Halbtinten recht symmetrisch, rings um die Palette,
„geordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer
„Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einan=
„der gestrichen ist; so entscheidet kühn daß der Künst=
„ler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes hervor=
„bringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen schwe=
„ren Gelehrten der eben die Stelle eines Autors nö=
„thig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und
„öffnet das Buch, kommt zum Schreibetisch, copirt
„die Zeile die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan
„und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist
„fürwahr nicht der Gang des Genie's."

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht ge=
macht die materielle Farbenerscheinung der abgesonder=
ten Pigmente, durch wohlverstandene Mischung, zu
tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu in=
dividualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber
diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenom=
men werden müsse, daran zweifelt wie billig ein be=
dächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes de=
„sto dauerhafter seyn, je sichrer der Mahler von der

„Wirkung seines Pinsels, je kühner, je freier sein Auf-
„trag war, je weniger er die Farbe hin und wieder
„gehantiert und gequält, je einfacher und kecker er sie
„angewendet hat. Man sieht moderne Gemählde in
„kurzer Zeit ihre Uebereinstimmung verlieren, man
„sieht alte die sich, ungeachtet der Zeit, frisch, kräftig
„und in Harmonie erhalten haben. Dieser Vortheil
„scheint mir nicht sowohl eine Wirkung der bessern
„Eigenschaft ihrer Farben, als eine Belohnung des
„guten Verfahrens bei der Arbeit zu seyn."

Ein schönes und ächtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nöthigst du uns mit einer Halb-wahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Mahlerey!
„Ich vollende mit einer Zeile was der Künstler in
„einer Woche kaum entwirft und zu seinem Unglück
„weiß er, sieht er, fühlt er, wie ich und kann sich durch
„seine Darstellung nicht genug thun. Die Empfin-
„dung, indem sie ihn vorwärts treibt, betriegt ihn
„über das was er vermag, er verdirbt ein Meister-
„stück, denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf
„der letzten Gränze seiner Kunst."

Freilich ist die Mahlerey sehr weit von der Rede-kunst entfernt, und wenn man auch annehmen könn-te, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der

Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit indem er arbeitet? Das was dich den Redner ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sey und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich

in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über mahlerische Colorit im Besondern, das Beste wa haben und vermögen, in gehöriger Form und nung, mittheilen und überliefern können.

